This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

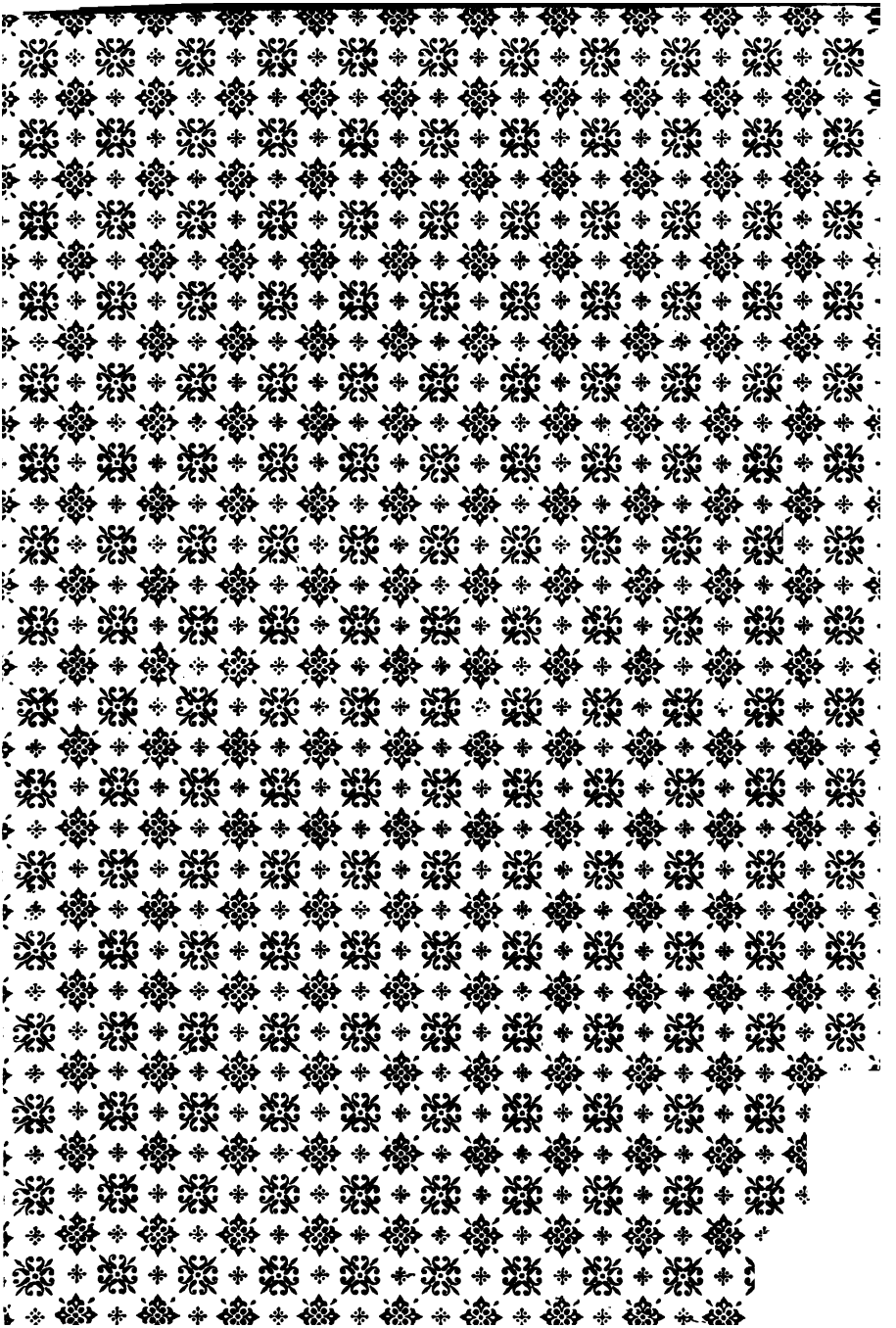
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Horace and Edith King Davis
Memorial Fund

Neben der Liebe.

Romane und Novellen

von

Hermann Bahr.

1.

Die gute Schule.

Seelenstände.

2.

Neben der Liebe.

Wiener Sitten.

3.

Dora.

Berlin.
S. Fischer, Verlag.
1893.

Hermann Bahr.

Neben der Liebe.

Wiener Sitten.

Berlin.
S. Fiſcher, Verlag.
1893.

„Mais c'est l' coeur
qu'est l' plus ennuyant."

Xanrof.

Purkersdorf, 1. Mai 1892.

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Der Arzt gab nicht nach. Ruhig und gelassen, aber beharrlich und unbeugsam wiederholte er seinen Auftrag. Umsonst vergeudete die alte Frau ihre lauten Beteuerungen, umsonst beschwor sie ihn mit flehentlichen Bitten, daß es unmöglich sei, wahrhaftig durchaus unmöglich! Es half alles nichts. Der Arzt gab nicht nach. Sie mußte seinem festen unabänderlichen Gebote gehorchen. Wie sie sich auch weigerte und sich sträubte, es nützte nichts, sie mußte wieder hinein.

Er schritt langsam in dem schmalen dunklen Salon auf und nieder, nachdenklich und bekümmert, und erwog die Aussagen der Dienerin: so hatte sie die Gnädige niemals gesehen, bleich, entstellt, in Krämpfen, wie eine Rasende, nicht wieder zu erkennen; und wie das noch immer kein Ende nehmen wollte, sondern von Stunde zu Stunde nur desto schrecklicher wurde, bis am Ende die Nacht kam, ohne daß sie was gegessen und sich ein bischen beruhigt hätte, da, in großer Not, weil sie sich gar keinen Rat mehr wußte und selbst schon alle Fassung verlor, da war sie gelaufen, ihn zu holen;

aber jetzt fürchtete sie sich wieder, weil sie es ausdrücklich verboten und jede Hilfe von sich gewiesen hatte.

Es war ja vorauszusehen gewesen. Er hatte es nicht anders erwartet. Er kannte die große Liebe Margits zu ihrem Gatten, das seltsame Wunder; er kannte ihre wilde, heftige und maßlose Seele. Wenn es auch immerhin nur eine Trennung für kaum sechs Monate war, bis nur die rauhen Gefahren des Winters vorüber — wie konnte man von ihr Geduld und Ergebenheit hoffen! Sie hatte freilich tapfer gekämpft, es vor dem Kranken zu verheimlichen und ihn mit heiteren Scherzen und hellen Wünschen über den Abschied zu lügen. Er mußte auf dem Bahnhofe ihren Mut und ihre Kraft bewundern, wie sie sich beherrschte und ihre Trauer zwang. Jetzt rächte sich die bedrückte Natur und verlangte ihr Recht. Er hatte es nicht anders erwartet.

Die alte Frau kam zurück und winkte ihm, einzutreten. Er erschrak, wie häßlich Margit heute war, wie grausam der Schmerz das weiche liebe Kindergesichtel verwüstet: gerötet und angeschwollen, mit gelben Flecken auf den Wangen, die Augen aufgedunsen und verquollen. Sie lag ganz starr; aber manchmal, wenn es sie schüttelte, schob sie sich jäh hinauf, den Kopf über das Ende der Chaiselongue weg und hinten zurück.

Sie sah nicht auf ihn, wie er kam. Sie erwiderte seinen Gruß nicht. Als er sich näherte, kehrte sie ihm den Rücken. Und er hörte sie, nach der Wand hin, leise wimmern und stöhnen. Er wollte sie sanft fassen, aber sie riß sich los.

Er schob einen Pouf heran und sprach ihr leise zu, langsam, eindringlich, in bedächtigen sanften Tönen: wie thöricht und völlig grundlos doch ihr lauter Kummer sei, ganz unbegreiflich . . . . . und was sie denn überhaupt bloß eigentlich hätte? Wegen der paar Wochen, die Eugen in San Remo bliebe..... Doch wirklich eigentlich eine Beleidigung für die anderen Männer, als ob man neben ihm der reine Niemand wäre — aber man würde sich das nicht gefallen lassen — ja, ja! aber so werden die Ehemänner verzogen und verwöhnt, daß es kein Wunder ist, wenn sie zuletzt schier platzen vor eitlem Behagen!

So redete er zu ihr, freundlich und ernsthaft, Bitten, Scherze, Vorwürfe wunderlich durcheinander. Es schreckte ihn nicht ab, daß sie stumm jede Antwort versagte und sich nur immer tiefer in die Kissen gegen seine Rede vergrub. Er wiederholte das nämliche unablässig: bald bat er zärtlich, in weichen kosenden Worten, dann wieder, als wäre er bitterböse und gekränkt, schalt er mit väterlichem Tadel und dazwischen spottete er wohl auch ein wenig, gutmütig und leise.

Plötzlich fuhr sie auf:

„Warum haben Sie mich nicht mitlassen! Ich kann ja nicht — ich muß — ich halte es ja nicht aus!"

Sie hob jäh den Leib, knieend, auf die Linke gestützt, und strich die wirren Haare aus der Stirne; und mit weiten starren Blicken, während die hastigen Finger an den Schläfen nestelten, wiederholte sie, wie von einem unnachgiebigen Wahne besessen:

„Ich muß — ich muß — ich halte es nicht aus!"

Sie sagte es rauh, trotzig, feindlich gegen den Arzt. Sie wollte nicht getröstet sein. Und aufrecht vor ihm, ganz nahe, mit zornigem Hohn, indem die heiseren Worte wie Ruten sausten:

„Warum lassen Sie mich nicht mit? Wenn Sie schon sehen, daß ich es nicht ertrage! Warum lassen Sie mich also nicht mit? Weil Sie die Ansteckung fürchten! Es ist also doch die Tuberkulose — und Sie haben gelogen, gelogen, gelogen! Ich bin aber nicht so dumm!"

Er schwieg eine Weile und ließ erst ihren ungestümen Zorn vorüber. Endlich, wie ihre laute Wut allmählich erschöpft und in heftigen Worten ausgegeben war, begann er wieder, ganz ruhig und gelassen, aber noch eindringlicher, mit verhaltener Ungeduld, ein bischen lehrhaft von oben herab, wie zu einem störrischen Kinde, das immer noch nicht begreifen will, was es hundertmal täglich gehört hat: daß es durchaus ungefährlich und unbedenklich sei, von Tuberkulose gar keine Rede, und daß ihm nichts fehle als Ruhe, Einsamkeit und die milde Sonne der Riviera; langweilen sollte er sich einmal gehörig, das würde seine beste Arznei, und sich vor jeder Erregung durch Lust oder Leid strenge behüten. Das war seine Meinung von Anfang an gewesen und alle anderen hatten sie bestätigt.

„Aber Ihr lügt ja alle! — alle Aerzte lügen! — ich habe solche Angst!"

Da hielt er die Bebende an, hob ihr das Köpfchen und suchte ihren Blick.

„Margit . . . aber Margit! Wie kann man nur gegen

einen armen alten Mann ſo garſtig und abſcheulich ſein! Ich meine kleine Margit belügen! Pfui!“

Und behutſam, wie ein zerbrechliches Püppchen, mit ſanftem Zwange, trug er die Weinende nach dem Sopha, bettete ſie ſorglich und ſchmeichelte ihr leiſe, mit weichen flehentlichen Reden, wie damals oft, wenn dem kleinen Mädchen ein Herzeleid geſchehen war, Ermahnungen mit Liebkoſungen miſchend, bis ſie ſtill und folgſam und fromm wurde. Da mußte ſie verſprechen, ganz brav zu ſein und pünktlich zu nehmen, was er ihr verſchrieb — etwas Brom, daß ſie ruhiger würde — und an gar nichts mehr zu denken als nur ans Schlafen, ans Schlafen allein; und wenn er dann morgen wiederkäme, dann wäre längſt alles wie ein böſer Traum vorbei und ſie würde ſelbſt lachen, daß ſie ſo thöricht geweſen, in müßiger Geſpenſterfurcht.

Er hatte ſeinen Wagen vor dem Hauſe. Aber wie er jetzt in den linden Frieden der jungen Nacht trat, wandelte es ihn an, ſeine Gedanken noch ein wenig ſpazieren zu führen. Er ſchickte den Kutſcher heim.

Er ſchlug ſich den Kragen auf, zündete eine Cigarre an und, die Hände in den Taſchen, ſo daß der ſchwere Knopf des Stockes faſt die Krempe des Cylinders ſtreifte, die breiten runden Schultern etwas hochgezogen, leicht vorgebeugt, wanderte er ſinnend durch die dunkle verlaſſene Reisnerſtraße, in großen Sorgen um Margit. Er wußte ſich keinen Rat. Und er verwünſchte ſeine Kunſt, dieſe ohnmächtige Quackſalberei, die immer verſagte, wenn man ſie brauchte.

Er hatte Margit ſehr lieb. Sie war ihm wie eine

Tochter. Alle verhaltene müßige Zärtlichkeit und Güte des alten Junggesellen gab er ihr. Er hatte ja sonst niemanden mehr. Sie starben alle langsam weg, die mit ihm jung gewesen, und es wurde leer um den Sechszigjährigen. Die lieben alten Gesichter wichen neuen fremden, mit anderen Reden, anderen Wünschen, anderen Gedanken; alles war jetzt anders; es wurde leer. Nur in Margit lebte seine Jugend fort.

Er dachte lange zurück, weit zurück, an ihren Vater. In jenen dumpfen, ängstlichen Jahren nach der Revolution lernten sie sich kennen. Es war für den armen Ellemer damals eine schwere Zeit. Der alte Oberst Geza von Fáhacs nach der Kapitulation von Villagos standrechtlich erschossen, der Bruder in effigie am Galgen, landflüchtig in Paris, die Güter confisciert, und er selber, aus der Armee gestrichen, mit der vergrämten greisen Mutter allein, arm und ohne Hoffnung. Damals wurden sie Freunde, für das ganze Leben: denn wenn freilich später, nach der Amnestie, als ihr Vermögen vom Staate herausgegeben, der geächtete Bruder über Nacht zum gefeierten Günstling und Ellemer in seinem alten Regimente Rittmeister wurde, oft Jahre verstrichen, ohne daß sie, außer ein paar flüchtigen Zeilen zu den Festen, viel von einander vernahmen, so fanden sie sich doch jedes Mal, so oft der Zufall sie wieder zusammen brachte, in unverwandelter Liebe und Treue. Sie konnten sich nimmermehr vergessen.

Er war jetzt an der Heumarktkaserne. Er hielt eine Zeit und sah, wie der Posten abgelöst wurde. Die langsamen schweren gleichen Tritte der kleinen Patrouille,

weithin hallend in der ſtillen Nacht, der kurze helle Ruf des Aufführers, die jähen Griffe zur Ehrenbezeugung, das dumpfe Murmeln zwiſchen der alten und der neuen Wache, und dann wieder die langſamen, ſchweren gleichen Tritte der kleinen Patrouille, den Rennweg hinauf nach dem Medikamentendepot, weithin hallend in der ſtillen Nacht; der neue Poſten, an der Ecke unter der Laterne, blickt ihnen nach, ſchupft mürriſch das Gewehr, zögert; er geht ein paar zaudernde, mühſame Schritte hinauf, hält wieder, geht ein paar Schritte hinab, bis er allmählich nach und nach erſt langſam in Gang kommt, zehn Schritte hinauf, zehn Schritte hinab, unabänderlich, wie eine Uhr, mit langſamen ſchweren gleichen Tritten, die weithin hallen in der ſtillen Nacht. Da riß ſich der Doktor von dem ſtummen, traurigen Bilde: „es war vielleicht gar nicht ſo melancholiſch — wenn er es nicht ſelbſt geweſen wäre".

Er ging weiter, an ſeinen Erinnerungen ſpinnend. Er dachte der ſchweren Stunde, welche der jungen Frau das Leben nahm, um es Margit zu geben: wie damals der Alte vor ihm raſte und ihn um das Unmögliche beſchwor und mit wilden Verwünſchungen gegen das Schickſal haderte, faſt wie heute die Tochter. Und ſo viel Jammer hatte er damals um ſie gelitten, daß ſie ihm gleich wie ein eigen Kind geweſen.

Sie wurde ſchön und klug, aber trotzig und wild wie ein Bube, ſtörriſch gegen jedes Gebot und nur der eigenen Laune gehorſam, am liebſten, wie ſie nur irgendwie der ängſtlichen Hut entlaufen konnte, draußen irgendwo bei halsbrecheriſchen Spielen, durch keine Strenge

zu bändigen, das Entsetzen aller Gouvernanten und Lehrer. Sie hatte durchaus vor niemandem Respekt und verlachte die ganze Welt; aber wenn ihr einer mit ernstlichem Widerstand begegnen wollte, da wurde sie zornig und schlug nach ihm; es gab ungemütliche Scenen. Aber niemand, wie hoffärtig und ungebärdig sie es bisweilen trieb, mochte ihr lange bös sein.

Es wurde beschlossen, sie nach Graz ins Sacre-Coeur zu thun; und wie sie sich dort auch in der ersten Woche gleich gegen die ungewohnte Zucht empörte und in heftigen Briefen klagte, flehte, drohte, auch richtig am Ende mit einer gleich verwegenen Freundin einen glücklich vereitelten Fluchtversuch wagte, es half ihr alles nichts: gegen die Abwesende wußte der sonst nachgiebigere Vater seinen Willen endlich einmal zu behaupten. Sie mußte zwei Jahre lang bleiben. In dem lieblichen Anstande der vornehmen Dame, welche zurück kam, war die wilde Hummel von einst erst gar nicht wieder zu erkennen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Nun ging es erst recht los. Sie war ärger als je: von einer maßlosen Koketterie, die keinen gleichgiltigen Mann ertrug, aber wie sie merkte, daß einer im Netze zappelte, auf einmal verächtlich, höhnisch, feindselig, als ob sie einen Schimpf zu rächen hätte, dabei unberechenbar in ihren Launen, zänkisch, unverträglich, ruhelos auf der Jagd nach neuen unerhörten Vergnügen — nein, es war durchaus nicht mehr auszuhalten mit ihr! Die rabiate Jungfrau mußte so bald als möglich unter die Haube.

Er lächelte jetzt, wie er jener Zeit gedachte. Es kam ihm jetzt ungemein komisch vor. Was hatte er

sich nicht damals mit dem besorgten Vater geängstigt und gequält! Was hatten sie sich nicht ihre armen alten Schädel zerbrochen! Was hatten sie sich nicht mit allen möglichen Tanten zusammen verschworen, den Ausbund von Schönheit, Tugend und Vernunft aufzuspüren, der der kleinen Prinzessin allenfalls würdig wäre! Und die schadenfrohe Margit dazu, die es natürlich sofort gemerkt und nun jeden Tag mit einem neuen Wunschzettel kam: heute sollte es ein Tenor sein, blond mit schwarzen Augen und Ritter vom goldenen Vließe; und morgen wollte sie durchaus den Moses Montefiore — oder sie ging überhaupt ins Kloster! Ach ja! es war wirklich sehr lustig gewesen! Und wieder mußte er lächeln, wie er sich ihrer verdutzten und fassungslosen Gesichter erinnerte, als sie sich dann urplötzlich mit dem ganzen Ungestüm ihrer zügellosen Natur in Eugen verliebte! Sie kannten sich gar nicht mehr aus. Das hätten sie sich ja nicht träumen lassen — jeden anderen eher! Zwar war Eugen von Rhon ein tadelloser Kavalier; man prophezeite dem geistreichen Autor der „Politischen Paradoxe“ eine glänzende Carriere; und als Verwaltungsrat des Lloyd und der Länderbank auch ohne Zweifel das, was man eine gute Partie nennt — das stimmte schon alles; aber daß dieses hagere müde Gesicht mit dem vorhängenden Kiefer, mit den spärlichen blonden Fäden am Saume der fahlen Wangen, mit den kalten grauen Augen — wie irgend ein blutleerer Prinz des Velasquez — ein lebensfrohes Mädchenherücken und daß es noch dazu die tolle Margit sein

könnte, die den scheuen verschlossenen wortkargen Einsiedler, der am liebsten stumm über dem Schachbrett brütete — nein, das ging über ihren Verstand! Das konnten sie nimmer begreifen. Und wenn man bei ihr sich nur wenigstens ausgekannt hätte, was Ernst und was Laune war! Aber wer konnte denn wissen, ob sie sich nicht, wenn man sie heute dem vergötterten Ideale verlobte, morgen schon wieder anders besann?

Es kümmerte sie sehr, was daraus werden sollte. Sie schwankten ratlos und wagten keinen Entschluß. Margit war wirklich ein Rätsel. Aber war denn diese scheue zaghafte schmachtende Jungfrau, die ängstlich an den Blicken des Geliebten hing, um demütig jedem Winke zu gehorchen — war denn das überhaupt noch ihre Margit? Sie wollten ihren Augen nicht trauen: so durchaus ausgewechselt und verwandelt war sie, blieb sie. Er konnte es noch immer nicht begreifen, das „Wunder", wie er es nannte, mit dankbarer Rührung, weil diese neue Margit viel schöner und viel lieber war, und doch auch wieder ein bischen ärgerlich über den Fremden, der solche Herrschaft über ihr Kind besaß, und mit väterlicher Eifersucht. Was war denn nur eigentlich an ihm? Was hatte er denn gar so besonderes? Was wirkte denn diesen geheimen unergründlichen Zauber? Gewiß eine prächtige vortreffliche und bedeutende Natur — er hatte ihn in den zwei Jahren, die sie nun verheiratet waren, nur immer lieber gewonnen. Aber man mußte doch eigentlich ein Mann sein, um ihn recht zu würdigen und zu schätzen. Er hatte so gar nichts für die Frauen. Ein Mensch, der

ſozuſagen nur mit dem Gehirne lebte und deſſen einzige Leidenſchaft das Schach war. Rätſel, Rätſel! Das wäre einmal ein Fall für unſere neumodiſchen Pſychologen, dieſe famoſen Hellſeher und Nußknacker der Liebe! Das ſollte ihm einmal einer erklären! Aber freilich' die Weisheit der ſuperklugen Herren ging über den Unterleib ja niemals hinaus! Er war ſehr ſchlecht auf ſie zu ſprechen. Sie verderben einem nur noch den letzten Troſt, pflegte er zu ſagen: den Glauben an die Frau.

Rätſel, Rätſel! Und wie würde es erſt jetzt wieder werden? Die langen ſechs Monate, bis der Kranke wiederkehrte! Wie ſollte ſie es ertragen? Und wenn — und wenn er nicht wiederkehrte? Ah, die blöden albernen Einbildungen, mit denen er ſich mutwillig ängſtigte und quälte! Eugen war jung .... und bei ſorgſamer Kunſt, unter der weichen Sonne des Südens, ihren Liebkoſungen entrückt ..... Aber warum verfolgte ihn dann dieſer häßliche Wahn ſo unnachgiebig und wollte allen Vorſätzen nicht weichen? Er konnte, wie er ſich auch mit gefälligen Gründen und wohlfeilen Hoffnungen gerne beſchwichtigt hätte, eine ſchaurige Ahnung nimmermehr verwinden. Er dachte an ihr reines fleckenloſes Glück und erſchrack vor dem Neide des Schickſals.

Er war jetzt vor der Oper. Unter der Laterne ſah er nach der Uhr. Zwanzig Minuten nach Mitternacht. Er zögerte und überlegte eine Weile. Dann wandte er ſich rechts, in die Kärntnerſtraße, nach dem Café Scheidl.

II.

„Na, da ist ja die Menagerie glücklich wieder komplet!“ Und der Doktor, fröhlich grüßend und winkend, schmunzelte vor Behagen, die heitere Bande beisammen zu finden. Nun war endlich alles aus der Sommerfrische zurück; nun konnte man wenigstens wieder seine Abende gemütlich verplaudern, bei Witz und Klatsch und allerhand Uebermut die Sorgen des Tages vergessend; und in dem freudigen Vorgefühle des Winters, das lieblich um die Sinne des Großstädters gaukelt, wenn das bunte Laub fällt, lösten sich seine bösen Gedanken.

Sie waren alle wieder da. Er musterte einen nach dem andern. Da war Huber, sage: Hübär, wie er seinen Namen ausgesprochen haben wollte, den Ton auf der zweiten Silbe; er hatte ihn draußen schon wettern und toben gehört, mit den schwäbischen Kernflüchen seines breiten dröhnenden Basses; ein dicker urfideler alter Elsässer, der für Frankreich optiert hatte, aber es in Paris nicht aushalten konnte, weil ihm das Bier, das wichtigste Lebensmittel für ihn, zu teuer und zu schlecht war; nun lebte er hier von Lektionen und Correspondenzen, mühsam und kümmerlich genug, stets über alles empört und in großer Wut, ein gefürchteter Tyrann aller Kellner und Wirte, aber dabei, wie böse sich seine winzigen listigen Aeuglein auch verstellen mochten, im Grunde immer seelenvergnügt. Da war Baron Doppler, der „schöne Arthur“, wie er hinter den Coulissen hieß, mit den üppigen schwarzen Locken,

der trotzigen Hakennase und den starken heftigen Zügen, deren Härte und Schärfe nur durch ihre rastlose Beweglichkeit gemildert wurde, der unermüdliche Fabulist der bedenklichsten Abenteuer, die ihm stets „gestern passiert waren." Da war auch Seeliger wieder, immer nach der letzten englischen Mode gekleidet und immer dem letzten internationalen Sporte ergeben; alles verhöhnend, was den andern gefiel und nur wenn etwas von allen verdammt wurde, mit Ehrfurcht und Bewunderung begeistert; unglücklich, wenn ihn keiner hänselte und aufzog, aber strahlend vor Wonne und Stolz, so oft es ihm gelang, die allgemeine Entrüstung zu erregen. Da war der gravitätische Hempel, der „Freund Richard Wagners", der von dieser Freundschaft jetzt schon an die dreißig Jahre lebte und über die Zumutung empört gewesen wäre, auch noch etwas Anderes zu sein; immer sehr würdig, von oben herab verdrießlich, langsam vor sich hin schnaufend. Sogar Jakob Christian Meyer war heute da, der fette Devotionalienhändler aus Mariahilf, mit dem fahlen bartlosen alten Komikergesicht und der schleimigen heimlichen zischelnden Stimme, der höchstens alle vierzehn Tage einmal bescheiden an den Tisch geschlichen kam, einige saftige Anekdoten des Baron zu vernehmen und selber, in seinem langsamen singenden bußfertigen Vorbeter-Ton noch saftigere zu berichten, indem er ganz leise und wehmütig dazu lächelte und seine frommen Augen schamhaft zusammenkniff; der Baron, der immer solche Entdeckungen machte, hatte ihn in einer wilden Nacht entdeckt und den „Heiligen vom Tökes", wie er ihn taufte, in seine besondere Protektion

genommen. Und auch der unermüdliche Chor der lauschenden Figuranten fehlte nicht, die nur zuhören durften, um an passender Stelle zu lachen oder sich zu entrüsten, wie man es gerade brauchte, und die weggeworfenen Knochen des Gespräches abzunagen — die dekorativen Elemente des Cafés, wie der Baron sagte.

Es waren alle wieder da.

Sie stritten über Ibsen, dessen „Gespenster" das Volkstheater eben ankündigte. Huber gestikulierte heftig, krebsrot vor Wut, und war schon ganz heiser; er vertilgte zornig einen Schoppen um den andern und schrie wie ein Besessener gegen diese „Verpreußung des Verstandes", denn das war doch für jeden nicht völlig rettungslosen Kindskopf sonnenklar, daß dieser ganze Ibsen auch wieder nichts als so eine Bismarckische Erfindung. Seeliger hätte ihn gern durch eine ausführliche Darstellung belehrt; aber er kam nicht über den ersten Satz hinaus, den er nun schon das zehnte Mal wiederholte, durch das Kriegsgeschrei des empfindlichen Patrioten immer gleich wieder unterbrochen. Der dicke Hempel schüttelte den Kopf und schnaufte. Der Devotionalienhändler hatte seine weichen schwammigen Hände über dem Bauch gefaltet und betrachtete aufmerksam die beiden Daumen, die er mit Sorgfalt einen um den andern drehte; manchmal zwinkerte er nach dem Baron. Der schöne Arthur räusperte sich ein paarmal, wie um seine Stimme zu prüfen, ob sie es wagen dürfte, mit Huber anzubinden; er lauerte, bis jener den Atem verlieren würde, um das Gespräch in ein anderes Geleise zu werfen. Nach einiger Zeit hatten sie auch das Glück, daß Huber seinen Husten-

krampf bekam und nicht mehr weiter konnte; er strampelte nur noch wild mit den Fäusten und beutelte verzweifelt den Kopf. Jetzt holte Seeliger triumphierend zu seiner großen Rede aus. Aber der Doktor kam ihm zuvor:

„Das Eine sieht man wenigstens gleich: ihr seid ebenso verrückt vom Lande zurückgekommen, wie ihr hin seid. Darüber kann ich Euch als Arzt beruhigen."

Und der Baron, den günstigen Moment rasch benutzend: „Warum wird denn überhaupt nicht lieber von Weibern geredet?" Ein dankbarer Blick aus den sanften wasserblauen Augen des Devotionalienhändlers belohnte ihn.

Da grunzte Hempel, dem es seit dem Tode Richard Wagners niemand mehr recht machen konnte: „Natürlich! Der schöne Arthur will zahlen: es ist schon fünf Minuten nicht von Weibern geredet worden!" Die Figuranten lachten pflichtgetreu, wie sie ja auch im vergangenen Winter bei diesem Witze jedesmal pünktlich gelacht hatten.

Seeliger, gekränkt, daß man ihm seine Ibsen-Rede abtreiben wollte, mit einer verächtlichen Geberde: „Der Gesellschaft fehlen wirklich alle edleren Instinkte. Wie nicht fortwährend vom —"

Aber jetzt erblickte Hempel eine neue Gelegenheit, die Figuranten mit Gelächter zu beschäftigen. Er war dem Seeliger aufsässig, weil er ihm seine unstete veränderliche und treulose Gesinnung nicht verzeihen konnte, die alle Wochen ihre Ideale wechselte. „Oho! Das ist der Magier! Ist es wahr, daß alle Magier keusch sein müssen?"

„Da werden sie aber in Wien mit dem Buddhismus keine Geschäfte machen! Ich glaube nicht!" Der De-

votionalienhändler erlaubte sich das ganz leise und bescheiden zu bemerken; dann drehte er wieder die Daumen. Hempel ermunterte die Figuranten, indem er selbst in ein unmäßiges gröhlendes Gelächter ausbrach; sogar Huber besänftigte seinen Grimm etwas und lachte mit.

Aber Seeliger ließ sich nicht irre machen. Wenn sie nicht über Ibsen streiten wollten, so sollten sie über den Buddhismus streiten. Er würde sie schon zu reizen wissen.

„Wien ist uns überhaupt ganz Wurst. Auf Wien verzichten wir von vorne herein. Der Buddhismus hat England; und das genügt: denn der gebildete Mensch lebt in England."

Er bedachte nicht, daß Huber sich schon wieder etwas erholt hatte — und England war eines seiner roten Tücher: nach dem „diebischen Preußen" und neben dem „undankbaren Italien", dem „feigen Dänemark" und dem „bestochenen Belgien" haßte er das „meineidige England" am meisten. „Pfui Teufel! Pfui Teufel! Hau'n müßte man Dich eigentlich — wenn Du nicht gar so ein Kindskopf wärst!" Kindskopf war sein Lieblingswort und konnte alles mögliche bedeuten.

Der Doktor sah Doppler fragend an; er kannte die neueste Phase Seeligers noch nicht. „Er ist im Sommer drei Wochen in England gewesen", flüsterte ihm der Baron zu. Und Hempel, sich schüttelnd vor Vergnügen, daß es so thörichte Menschen gab, die so tief unter ihm waren, ergänzte es noch, indem er sich zum Doktor hinüberbog, als ob eine Schildkröte über den Tisch kröche: „Er hat sich in London eine Grammatik gekauft

und jetzt läßt er sich täglich das Wetter herüber telegraphieren — ob er den Regenschirm nehmen soll!" Er erstickte fast vor ächzender, schnaufender Heiterkeit; die Figuranten rasten.

Seeliger, unentwegt und nur desto lauter, um den tobenden Huber niederzuschreien: „alle Menschen werden mit der Zeit Engländer werden. Die anderen Nationen verschwinden sicherlich. Am Ende wird alles englisch sein."

„Chinesisch, sag lieber: chinesisch! Das will ich Dir eher glauben. Wenigstens, wenn sie Dir folgen, dann ganz gewiß — chinesisch!"

Der arme Huber platzte beinahe.

Aber Seeliger, ohne sich stören zu lassen, auf jeden Einwand gefaßt, immer mit dem gleichen zuversichtlichen Pathos, das er kaum ab und zu ein ganz klein wenig ironisch färbte, während seine eiligen spitzbübischen braunen Augen hinter den hellen goldgefaßten Gläsern funkelten vor Uebermut und Siegeslust: „Gewiß, später dann chinesisch! Das ist dann die nächste Phase. Ich lerne auch jetzt sehr fleißig chinesisch."

„Erst! Das haben Sie doch gar nicht mehr nötig — sollte man denken!" Und ganz aufgebläht von Stolz und Freude, wie fein er den Jungen wieder einmal abgeführt hatte, stöhnte und ächzte Hempel vor Lachen, unter dem Beistande der Figuranten.

Jedoch unerschütterlich in seiner Würde und mit wichtigen Geberden, wie ein Prophet, der schwere Geheimnisse verrät: „Das Chinesische ist jetzt unerläßlich. Es wird die nächste Mode von Boston sein. Ja —

paßt nur auf! Man kann das nicht beweiſen — man muß es fühlen, fühlen!“ Und er machte ein ganz ſeliges Geſicht.

„Jetzt könnten wir wirklich wieder einmal von Weibern reden!“ Es war etwas Bittendes, behutſam Zuredendes in der ſanften Stimme des Baron, wie man zu einem Kranken ſpricht, dem mit Gründen nicht beizukommen iſt.

Aber ſchon ſchwang Seeliger wieder das Wort. Nun war es ihm endlich gelungen, das Steuer der Rede an ſich zu reißen. Nun ſollte es ihm nicht ſo bald wieder einer entringen. Er ſprach von England, er ſprach von den Chineſen, er ſprach von allen Fragen der Menſchheit, er entwickelte die Zukunft der fremdeſten Völker bis in die fernſten Jahrtauſende; er citierte in allen Sprachen, Dichter, Naturforſcher, Philoſophen, hunderterlei durcheinander, daß allen Ohren ſchwindelte, einen wüſten Hexen-Sabbath von unbekannten Namen. Huber konnte nicht mehr: abgewendet, um über die Lehne des Seſſels hinweg ſich auszuhuſten, beutelte er nur noch verzweifelt den Kopf, winkte heftig mit ſeinem großen blauen Taſchentuche und murmelte hoffnungslos: „Kindskopf — Kindskopf — ſo ein, aber ſo ein Kindskopf!“ Der Doktor betrachtete aufmerkſam das verklärte Antlitz Seeligers und überlegte nachdenklich, wie es denn möglich wäre, daß ein ſo grundgeſcheiter Burſche ſo verrückt ſein könnte; denn er ſchätzte Seeliger, der nicht blos nach dem Urteile der Kollegen ein ganz ausgezeichneter Chemiker, ſondern auch außer ſeinem Fache an Geiſt und Bildung dem üblichen Maße weit überlegen war; er bewunderte ſeinen raſtloſen Fleiß, ſein unglaubliches Gedächtnis, die

Fülle seiner Kenntnisse in allen Fragen, und er ärgerte sich, ihn immer als den Hanswurst der Gesellschaft zu sehen, an dem jeder Bummler seinen Witz und seinen Uebermut versuchte — aber er wollte es ja nicht anders, er forderte ja die Sticheleien selber heraus, es war ihm ja sonst nicht gut! Und was hatte er nicht auch für fürchterliche Manieen! Da war schon gleich seine Manie der unglaublichsten Kostüme — man konnte ja mit ihm nicht mehr über die Straße, alle Schusterbuben liefen nach. Dann seine agitatorische Manie, die überall Proselyten suchte: er konnte keinen Gedanken für sich behalten; was er neues las, mußte sofort überall öffentlich ausgetrommelt werden; die ganze Welt behelligte er, heute mit Buddhismus, morgen mit Nietzsche; neulich hatte er sogar mit der Polizei Konflikt, weil er vor versammelten FiakernSchopenhauers wildeKapuzinade gegen „das wahrhaft infernale Peitschenklatschen" deklamierte, daß zuletzt der ganze Mehlmarkt in Aufruhr geriet. Und nun endlich gar seine Manie der berühmten Freundschaften: wie einer irgendwie einen Namen hatte, so daß man im Salon oder gar in den Zeitungen von ihm sprach, gleich beeilte er sich, unverzüglich Bruderschaft mit ihm zu trinken; es sollte für ihn in der ganzen Stadt keine ungedutzte Berühmtheit geben; das war sein höchster Ehrgeiz. Nein man konnte ihm nicht helfen. Und an allem war blos seine verdammte Eitelkeit schuld — nur um jeden Preis aufzufallen, von sich reden zu machen, Neugierde und Aufsehen zu erregen, wäre es auch blos als Clown und Hofnarr!

„Warum denn so traurig, Doktorchen! Und nicht einmal die Hand geben Sie einem!“

Der Doktor drehte sich nach der schnarrenden Stimme um, ging an den Tisch hinter der Säule, entschuldigte sich bei dem langen strohblonden Spieler, daß er ihn gar nicht gesehen hätte, tauschte ein paar Redensarten und kam gleich wieder. Er mochte diesen Herrn von der Straß nicht recht. Er wußte selber eigentlich nicht warum. Aber er mochte seine ganze aufdringliche borstige norddeutsche Art nicht.

Da fuhr der Baron, der sich nachlässig im Sessel schaukelte und den Kopf in die zarte geschmeidige Seide seiner üppigen Locken lehnte, plötzlich ungestüm auf, nach der Thür hin, und jauchzte: „Der Rudi! — Gott sei Dank, der Rudi!“

Rudi Lederer nickte und winkte ihnen schon. Aber er kam nicht so leicht vorwärts. Er hatte an jedem Tische Freunde und Bekannte. Und so sahen sie ihn erst von einer Gruppe zur andern langsam sich nähern, überall Grüße und Händedrücke tauschend, überall scherzend und lachend, nach allen Seiten hin rufend und seinen Seidenhut schwenkend. „Er wird wieder empfangen wie ein Tenor,“ sagte der Baron.

„Er ist aber auch ein lieber Kerl“, erwiderte der Doktor. „Wenn er sich nur diesen abscheulichen Gang abgewöhnen möchte! Da, schauen Sie, was er wieder für einen Katzenbuckel macht! Er geht, als ob er einen Schubkarren fahren würde! Können Sie sich denn das wirklich nicht abgewöhnen?“ Aber Rudi, der inzwischen endlich herangekommen war, lachte nur lustig und achtlos.

Seeliger hatte gleich wieder ein Citat. „Ja ja! Wollust krümmt die Rücken, sagt Aristophanes.“

„Na, wenn sie mir sonst nichts thut —!“ und Lederer bestellte eine grüne Chartreuse, indem er dem Kellner eindringlich einschärfte, aus welcher Flasche er sie wollte. „Sagen Sie dem Fräulein nur: es ist für mich“.

„Nun wird wenigstens wieder von Weibern geredet.“ Der Heilige vom Tökes atmete erleichtert auf. Aber Rudi strafte den Baron mit einem vorwurfsvollen und gekränkten Blick, den eine pathetisch abwehrende Geste des Abscheus begleitete; dann, während seine klugen geschäftigen braunen Augen, die niemals recht ausgeschlafen schienen, munter von einem zum andern bummelten, erklärte er feierlich: „Kinder, ich sage euch: was ich froh bin, daß ich wieder da bin — ah, das läßt sich ja gar nicht beschreiben! Die ländliche Liebe habe ich gründlich satt! Oh — die ländliche Liebe — Jesus, Maria und Josef!“

„Also erzählen, erzählen!“ Und alle rückten neugierig zusammen. Der Devotionalienhändler spitzte das blasse schmale Mündchen, wie ein naschhaftes Kind vor einer leckeren Frucht. Sogar Hempel schmunzelte ermunternd. Nur der Baron war ein bischen verstimmt, daß jetzt wieder ein anderer erzählen sollte.

Huber warnte streng: „Aber nicht lügen, bitte ich mir aus!“ Er nahm es mit der Wahrheit der anderen immer sehr genau.

Das fand der Baron unbillig. „Das ist ungerech Ultra posse nemo tenetur. Und da hört sich da

Erzählen überhaupt auf! Wenn nicht gelogen wird, das ist dann ein Bericht; aber wenn man eine Erzählung will, da muß eben gelogen werden. Sonst würde ja die Sprache keinen Unterschied machen."

Lederer hatte einstweilen schon begonnen. Aber er war kaum über die erste Einleitung hinaus, da schrie der Baron wütend: „Was? Wie war das? Ich bitte ergebenst, noch einmal — ah, ah, ah!"

Rudi sah verwundert auf und wiederholte kurz: „Vor drei Wochen, wie ich von Ischl nach Aussee fuhr — ich steige also ein und finde mich allein mit einer Dame, sehr chic, mudelsauber —"

Jetzt unterbrach ihn der Baron mit einer mächtigen gebieterischen Geberde. Er war aufgesprungen, neigte sich über den Tisch, daß seine schwarzen Locken um die harten Wangen flogen, und rechnete an den Fingern der feierlich erhobenen Hand seine Beschwerden vor: „Ich bitte — ich bitte — ich bitte, meine Herrschaften! Auf der Eisenbahn — eine Dame allein — und auch noch hübsch — ich bitte zu bemerken, daß das nur noch in ganz alten Romanen und bei Rudi Lederer vorkommen kann! Ich sollte mir so etwas einmal erlauben — das Spektakel möchte ich sehen! Ich weiß schon auch, was erzählen heißt — na ja! — Aber was zu viel ist, ist zu viel und das ist einfach eine Unverschämtheit! Du bringst ja das ganze Metier in Verruf!" Und mit einer grandiosen Geste gerechter Entrüstung setzte er sich wieder.

Aber Lederer, ohne sich weiter um seine Empörung zu kümmern, war längst schon am Ende seiner Ge-

schichte, die unter großer Heiterkeit schloß. Er wußte dafür auch gleich noch ein anderes Beispiel, das ihm kurz nachher auf derselben Strecke, bei der Rückfahrt von Aussee nach Ischl passiert war und nicht weniger Beifall erregte. Sogar der Baron konnte diesmal nicht umhin, wohlwollend zu gestehen: „Die Geschichte ist wirklich nicht übel. Nur glaube ich, mit der anderen Pointe, wie ich sie gewöhnlich erzähle, wirkt sie noch besser. Du erinnerst Dich doch?"

„Ah, Du bist eben ein boshafter Neidhammel — weiter gar nichts!"

Jetzt überbot ein Abenteuer das andere. Jeder wußte, im schönen Wetteifer, immer tollere Geschichten. Besonders der Baron war unerschöpflich: er hatte in Parschall am Attersee, wo er den Sommer verbrachte, einen ganzen bäuerlichen Decamerone gesammelt. „In der ganzen Gegend muß es ja auf Jahrzehnte hinaus keine Unschuld mehr geben — wenn nur die Hälfte davon wahr ist," meinte der Doktor skeptisch.

Der Baron entwickelte sein Lieblingsthema, die Moral der Bauern: wie ihre sittlichen Begriffe von den unseren so durchaus verschieden sind, daß wir sie und sie uns nimmermehr verstehen. Zum Beispiel: es will einer eine heiraten, nimmt es mit der Treue fürchterlich genau und wacht eifersüchtig darüber, daß keiner ohne seine Einwilligung mit dem Mädel was anfängt; wenn ihn aber ein guter Freund darum ersucht, so hat er garnichts dagegen und erlaubt es ohne weiters; Ordnung muß sein. Dazu erzählte Lederer von sei Freunde Sepp, dem Führer von St. Wolfgang,

immer gern die schöne Resi in Schärfling geheiratet hätte, aber sie hatten halt leider alle zwei kein Geld; heuer auf einmal laden sie ihn zur Hochzeit ein. Ob sie denn eine Erbschaft gemacht hätten? Nein, aber die Alimente — sie hat jetzt schon das vierte Kind — „und das giebt aus, ein ganz ein hübsches Summerl für den Anfang!"

„Das ist ja ganz orientalisch, ganz wie die persischen Jungfrauen. Diese Resi muß eine verkappte Buddhistin sein. Das wäre eigentlich eine Partie für Seeliger!"

Aber Seeliger hörte nicht. Er erklärte am Tisch nebenan die „Gespenster", die nur von dem gedankenlosen Pöbel wörtlich genommen würden, aber in Wahrheit eine Parabel seien, eine große freimaurerische Allegorie.

„Kurz und gut", sagte der Baron, „wenn man einige Zeit auf dem Lande lebt, dann sieht man erst, wie verflucht tugendhaft wir in der Stadt eigentlich sind."

Rudi stimmte ihm zu. Und er erklärte verächtlich: „Ich glaube, das ganze Land ist überhaupt nur eine Erfindung der Weiber, zur Erleichterung des Ehebruches —"

„Und aus Furcht vor dem Café Scheidl —", ergänzte der Baron.

„Ja, davor haben sie alle einen heiligen Respekt! Das ist sozusagen das öffentliche Gewissen der Wienerinnen."

Der Baron lachte. „Aber was ist denn eigentlich aus Seeliger geworden? Er ist doch nicht am Ende schon fort?"

Hempel beruhigte ihn: „Er kommt schon wieder. Er wird bloß rasch einen Standpunkt überwinden. Wenn er die Weltanschauung gewechselt hat, kommt er schon wieder!“

Der Baron unterrichtete Rudi von den neuesten Wandlungen des närrischen Freundes. Rudi schüttelte den Kopf: „Man kann wirklich garnicht mehr mit — es ist eine wahre Steeplechase durch alle geistigen Moden.“ Und sie rechneten die Phasen zusammen, in welchen sie Seeliger schon gekannt: er war nach einander Vegetarianer, Wagnerianer, Jägerianer, Ibsenianer, Nietzscheaner gewesen —

„Es giebt überhaupt auf der Welt kein ia, an dem er sich nicht beteiligt hätte“, sagte Hempel und Huber knurrte dazwischen: „Ein Kindskopf . . . . ein Wurstl . . . . Hansdampf.“ Er hatte sich hinter eine französische Zeitung verkrochen und man hörte ihn nur noch ab und zu, wenn er eine andere politische Meinung fand, ärgerlich grunzen: „salaud . . . . . gredin . . . . . canaille . . . .!“

Sie sprachen dann Theater, die neueste Skandalchronik, allerhand Potins durcheinander. Dann erkundigte sich Lederer nach allen Bekannten. „Deine Frau auch schon zurück?“ fragte er den Baron.

„Länger wie ich. Gleich direkt von Bayreuth weg. — Aber wir haben Dich eigentlich noch garnicht erwartet. Fängt denn der Reichsrat schon wieder —“

„Nein, aber ich soll doch — es ist zwar ein Unsinn denn wenn das so fortgeht, dann brauchen sie bald keine Bibliothek und keinen Bibliothekar mehr, weil

keine Abgeordneten mehr geben wird, die leſen können! — Was iſt denn aber mit Rhon? Sind die noch auf dem Lande?"

„Rhon iſt heute nach San Remo", ſagte der Doktor.

„Was Teufel! Es geht ihm wieder ſchlecht?"

„Nicht gerade ſchlecht — aber immerhin — über den Winter —"

„Mit der Frau?"

Der Doktor ſchüttelte den Kopf: „Die Frau bleibt hier."

„Schau ſchau! Die kleine Frau wird alſo den ganzen Winter allein ſein . . . .!" Lederer zog und dehnte die Worte, rieb ſich die Naſe und machte ein zugleich bedenkliches neugieriges und ſehr zufriedenes Geſicht. Der Baron ſchmunzelte ſchlau: „Das wär' ſo wiederum ein Auftrag für den Bruder Bonafides!" Man ſah, daß Rudi nicht recht wußte, ob er ärgerlich oder geſchmeichelt thun ſollte. Sie blinzelten ſich eine Weile pfiffig an, wie um hinter ihren Mienen zu leſen; der Baron drohte ihm mit dem Finger; dann mußten ſie beide lachen. Der Doktor bemühte ſich, an ihnen vorbei zu ſchauen. Endlich, weil niemand reden wollte, ſagte er, ein klein wenig unmutig und verlegen: „Ja richtig! Sie ſind ja wohl auch einer von den neuen Pſychologen."

Der Baron erſchrak: „Um Gotteswillen, nur das nicht wieder! Wenn ihr erſt auf Bourget kommt, dann ſtreiten wir morgen in der Früh auch noch!"

Aber der Doktor war einmal ärgerlich: „Weil mich die Kerle in Wut bringen können! Da wird aller

Unrat und Schmutz der Seele gefliſſentlich zuſammengehäuft und was man am beſten gar nicht wüßte, wird mit Behagen ausgebreitet und im Triumph herumgezeigt. Als ob es not wäre, den Menſchen erſt noch zu ſagen, daß in jedem eine Beſtie iſt!“

Nun hatte Seeliger, der an den Tiſch zurückgekehrt war, eine willkommene Gelegenheit, die Geſchichte der Pſychologie von den Indern bis auf Loris und Maurice Barrés zu entwickeln. Lederer hörte gar nicht hin; er hatte ſchon auf die Worte des Doktors nicht mehr geachtet. Er lehnte ſich in den Seſſel zurück und lauſchte aufmerkſam nach dem Tiſche der Spieler hinüber.

Die Spieler nebenan, hinter der Säule, ſprachen nicht viel. Kaum daß ſie ab und zu einmal ein eiliges Wort in das laute Geſpräch herüber warfen oder es auch untereinander mit ein paar kurzen raſchen Sätzen gloſſierten. Der eine fragte: „Was iſt das eigentlich für ein Rhon?“ Straß antwortete ihm, in knappen nachläſſigen durch das Spiel immer wieder unterbrochenen Bemerkungen, ſo viel er gerade ſelber wußte. Dann meinte er: „Na, aber die Frau kennen Sie doch ſicherlich, die ſchöne Margit? Aber natürlich — ſogar im „Salonblatt“ geweſen! Ein famoſer Käfer, den Teufel im Leibe, Raſſe . . . . . Und ich ſage Ihnen: wenn die erſt einmal Blut geleckt hat — na, und jetzt iſt die Bahn ja frei!“

Da ſchrie Lederer, mitten in den Vortrag Seeligers hinein, zu Arthur hinüber: „Weißt Du, alles wär recht in dem Salzkammergut: die Gegend wunderſchön und prächtige Leute, wenn nur dieſe verfluchten Norddeutſchen

nicht wären. Aber wo man hinſpuckt, nichts als Berliner. Das hält ja ein anſtändiger Menſch nicht aus."

Huber erklärte, Rudi ſei von der ganzen Geſellſchaft „noch relativ der Vernünftigſte", und verſank dann gleich wieder in die „Debats". Der Doktor betrachtete Lederer nachdenklich. Der Baron ſetzte die Phyſiologie der Berlinerin auseinander, was den Heiligen vom Tökes ſichtlich in ſeinem Patriotismus beſtärkte. Hempel ſchielte erwartungsvoll nach Straß hinüber, der ruhig weiter ſpielte; das verdroß ihn: er hatte von Zeit zu Zeit einen kleinen Skandal recht gern, als unbeteiligter Zuſchauer nämlich. Seeliger ließ ſich nicht beirren; aber es hörte ihm niemand mehr zu.

Endlich rief der Doktor nach dem Kellner und zahlte. Auch Lederer erhob ſich: „Wir haben den gleichen Weg". Der Baron ſah erſtaunt und mißbilligend nach der Uhr: „Du wirſt doch nicht ſchon gehen? Es iſt noch nicht einmal zwei! Und Sie müſſen ja noch Seeliger über Ibſen hören, Doktor!" „Morgen iſt auch wieder eine Nacht."

„Aber morgen iſt Seeliger nicht mehr für Ibſen — Da kennen Sie ihn ſchlecht! Es iſt wirklich nicht ſchön, uns mit dem Heiligen allein zu laſſen. Da werden wir noch ganz verdorben."

Lederer und der Doktor wanderten langſam über den Mehlmarkt, die Plankengaſſe entlang, nach der Herrengaſſe. Rudi deklamierte wütend gegen die Norddeutſchen: „Ich kann einmal ihre ganze Manier nicht leiden. Wie einer nur das Maul aufthut, da wird mir ſchon ganz anders. Und haben Sie geſehen, wie

feige der Kerl ist? Nicht gemuckt hat er — aber herumschreien und großthun, ja! Das können sie!" Der Doktor hörte ihm gelassen zu; dann meinte er ruhig: „Ich weiß nicht, aber mir sind die Norddeutschen eigentlich ganz sympathisch. Wir könnten manches von ihnen lernen — gerade was uns fehlt und weshalb bei uns nichts recht vorwärts will: den nüchternen strengen praktischen Sinn, den geduldigen Fleiß, der sich nicht abschrecken läßt; die Ausdauer in der einmal erkannten Pflicht. Ich kann mich auch über ihre Art nicht beklagen; es giebt ganz höfliche und wohlerzogene. Aber diesen Straß mag ich freilich auch nicht. Ich habe keinen rechten Grund dafür; aber alles an dem Burschen ist mir zuwider."

Sie sprachen lange von Straß. Man wußte nicht viel über ihn und was man wußte, war nicht das Beste. Es hieß, er sei preußischer Offizier gewesen, aber wegen Soldatenmißhandlung kassiert. Vor drei Jahren etwa war er in Wien aufgetaucht, zuerst als Vertreter eines Altenburger Sekthauses; diesen „Deutschen Kaiser Sekt", zu dem er sich einmal hatte verleiten lassen, nahm ihm Rudi besonders übel. Dann sah man ihn einige Zeit als Inseratenagenten eines großen amerikanischen Blattes. Jetzt war er Reitlehrer im „Rossauer Tattersal." Dabei gab es immerfort allerhand häßliche Gerüchte: Die einen ließen sich den absurden Verdacht nicht ausreden, er sei russischer Spion; die anderen sagten ihm ein ehrloses Verhältnis mit einer gefeierten Sängerin nach, die ebenso durch ihre Schönheit wie durch ihre ausschweifenden Launen be-

kannt war. Jeder hatte das Gefühl, daß irgend etwas nicht ganz in der Ordnung; jeder hatte seine besonderen Vermutungen; jeder hatte den Wunsch, ihn sich vom Halse zu halten. Aber keiner hatte einen stichhaltigen Grund, um ihm das gerade herauszusagen, und er schien es nicht zu bemerken. Er war überall: in allen Premieren, auf allen Bällen, bei allen Rennen. Er besaß das Talent, alle Leute zu kennen und in allen Gesellschaften zu verkehren; man konnte nicht entgehen. Man wurde ihn nicht los. Man mußte ihn geduldig ertragen: denn er war immer durchaus korrekt. Es gab kein anständiges Mittel, sich seiner zu entledigen. „Sehen Sie", sagte Lederer erbittert, „wenn das ein Wiener wäre — ich meine: der nämliche Typus bei uns — der hätte schon zehnmal Wechsel gefälscht oder defraudiert oder — was weiß ich! Aber diese Kerle haben es faustdick hinter den Ohren!" Der Doktor mußte lachen: „Er wäre Ihnen also sympathischer, wenn er Wechsel gefälscht hätte?"

„Offen gestanden: ja! Dann kennt man sich wenigstens aus. Wenn einer schon einmal ein Hochstapler ist, dann soll er's gleich ordentlich sein —"

„— nach den geheiligten Usancen dieser ehrenwerten Gilde —"

„Ja! Das merkt jeder bald und dann wird er eingesperrt und die Sache ist erledigt. Aber so einer — wenn ich das Gefühl habe, holla, da ist's nicht ganz geheuer, aber ich kann nichts beweisen und muß ihm noch die Hand geben — so was bringt mich zur Verzweiflung. Ich will reinliche Verhältnisse. Ich will

wiſſen, woran ich bin, wenn ich mit einem verkehren ſoll — und er muß mir gefallen, er muß mir paſſen. Sonſt kann ich mit ihm nicht höflich ſein.“

„Sie waren auch heute ſchon mehr als unhöflich. Dieſe Bemerkung gegen die Norddeutſchen —“

„Ach was! Er hat auch eine Bemerkung gemacht — das heißt —“

Lederer wurde etwas verlegen und verwirrte ſich; aber er faßte ſich gleich wieder und wurde nur deſto heftiger. „Ich weiß ſelbſt nicht mehr was — ich erinnere mich nicht mehr, aber irgend was Unnötiges und Ueberflüſſiges, es hat mich halt gegiftet! Die Kerle ſollen endlich einmal lernen, ſich als Gäſte zu benehmen. Sehen Sie ſich doch die Franzoſen an, die wir hier haben! Von denen hört man nichts als Bewunderung und Lob und alles iſt bei uns noch viel tauſendmal ſchöner als in Paris und — den Reſt behalten ſie wohlweislich bei ſich, bis ſie wieder daheim ſind. Wenn ich wo eingeladen bin, ſchimpfe ich erſt, wenn ich wieder draußen bin!“

„Da müßten Sie aber doch einmal die guten Wiener in Berlin hören! Gerade was das Eſſen anbelangt —“

„Na ja! Da wird einem eben auch ein bischen gar zu viel zugemutet — und bei ſo einer norddeutſchen Hungerkur hört der Menſch überhaupt auf, zurechnungsfähig zu ſein. Uebrigens, kurz und gut, ich mag die Bande einmal nicht. Und den Straß leihe ich mir bei der erſten Gelegenheit nächſtens aus — darauf warte ich ſchon lange!“

„Ich hätte garnicht gedacht, daß Sie so rabiat sein können —“

„Weil es wahr ist! Ich bin gewiß ein guter Bursch', aber diese ganze neue Tonart unter den jungen Leuten und in den Zeitungen und neuestens immer mehr sogar schon in der Gesellschaft — das wird mir jetzt schon zu dumm! Immer nur die Preußen und „ja Berlin!“, als ob das weiß Gott was wäre! Und alles soll Berlinisch werden! Unsere ganze Natur sollen wir verleugnen und allen Trieben, Wünschen und Gewohnheiten entsagen, um nur ja recht steif und gravitätisch die Vollblut-Germanen zu posieren, zu denen wir doch einmal absolut kein Talent haben! Wir sind nun einmal nicht nach der preußischen Schablone — nutzt alles nichts! Wir machen uns bloß lächerlich, wenn wir's versuchen! Aber nein — auf einmal sind alle französischen Romane schlecht und die Bühne muß von den Franzosen gereinigt werden und der Geschmack an der Pariser Mode ist vaterlandsloser Verrat und wir dürfen uns nur noch für die Hintertreppen-Litteratur der Herren Schulze und Lehmann begeistern und die Weiber laufen wie die Vogelscheuchen herum! Und alles bloß, weil vor zwanzig Jahren einmal die Franzosen ein paar alberne Generäle gehabt — aber was geht denn das uns an? Dabei geben wir das Beste auf, was wir besitzen, unsere liebe treue alte Wiener Art, tauschen eine unausstehliche und in ganz Europa verhaßte dafür ein und von unserer ganzen tausendjährigen Kultur giebt's, wenn das so weiter geht, in fünfzig Jahren keine Spur mehr!“

Sie traten aus der Schottengaſſe durch die grüßenden Fiaker vor dem Café auf den Ring hinaus. Da hielten ſie unwillkürlich an und verſtummten: in grünen Wellen ſchmiegte ſich der Mond an die ſchlanke Pracht der blaſſen Kirche. Der Doktor faßte Rudi, deutete mit dem Stock auf die Kirche und dann weiter hinauf an der Univerſität vorbei nach dem Rathauſe, über dieſes innige und feierliche Märchen; und dann ſagte er: „Da ſchauen Sie! Ich weiß nicht, aber mir iſt um uns nicht bange!“

Dann ſchüttelten ſie ſich die Hände und ſchieden.

III.

Den andern Morgen ſpazierte Rudi ſehr vergnügt in ſeiner Wohnung. Behaglich im Schlafrock und Pantoffeln, die kleine engliſche Holzpfeife zwiſchen den Zähnen, wanderte er durch die engen, überfüllten Zimmer, achtſam bemüht, die neuen Schätze, die er auf der Reiſe geſammelt, ſorgfältig auszupacken und jedem einen guten Platz zu ſuchen, wo er denn bald hier, bald dort etwas umzuſtellen, näher zu rücken oder zu entfernen und immer wieder was anderes zu richten fand, bis alles allmählich wieder in gefällige Ordnung käme. Das war aber bei ſeinen heiklen Wünſchen eine gar ſchwierige Sache.

Er liebte es ſehr, ſo geſchäftig zu bummeln, ir ſeinen Koſtbarkeiten herumzukramen, dazwiſchen Gedanker

kommen und gehen zu lassen, alten Erinnerungen zu horchen und neuen Einfällen nachzugeben. Das war ihm ein köstlicher Zeitvertreib. Mindestens einmal jeden Monat räumte er alles um und versuchte eine neue Idee. Darin war er unerschöpflich. Der Baron sagte immer, er hätte Tapezierer oder Regisseur werden müssen; nur seine verzwickten Schrullen müßte er sich erst abgewöhnen: denn wenn auch alle Freunde sein Geschick bewunderten, so behaupteten sie doch, leider hätte er gar keinen Geschmack.

Er bemühte sich, keinen Geschmack zu haben — was so gewöhnlich Geschmack heißt. Eingetrichterte Gesetze und gedankenlose Gewohnheiten beleidigte er mit Fleiß. Es freute ihn, wenn man seine Anordnungen „entsetzlich" fand. Das war anfangs wohl nur so eine bizarre Neigung aus Uebermut gewesen. Der Widerspruch machte bald eine wahre Leidenschaft daraus.

Das Unregelmäßige, Gesetzwidrige, Disharmonische — wo die Leute schreien würden — das suchte er auf. Er haßte die „starren unbeweglichen" viereckigen Zimmer; da sollte jede Linie immer gleich wieder gebrochen und alles durch Einbüge und Ausspränge belebt sein — Hempel nannte seinen Salon bloß die „spanische Wand". Er haßte die „schläfrige Verträglichkeit" verwandter, zusammen gestimmter Farben. Er haßte alles „Stilgerechte". Nichts konnte ihm laut und bunt genug sein.

Das alles flatterte ihm jetzt durch den Sinn, als er in der „Galerie der Liebe", behutsam auf der schwanken Leiter balancierend, seine neuen Eroberungen

befestigte. Die „Galerie der Liebe" nannte er eine schmale, mit malvenem alten Plüsch, aus welchem oben ein zierlicher Faun guckte, faltig ausgeschlagene Eckwand, die zwischen lustigem japanischem Fächer- und Bänderwerk, in anmutige Gruppen gesellt, die Bilder der lieben Freundinnen trug, die ihm stichhältige Beweise einer näheren Zärtlichkeit gegeben; zu Füßen war eine breite trauliche Chaiselongue, mit zarten weißen Fellen. Da nagelte er jetzt die Resultate des Sommers an: eine lange schwindsüchtige schmachtende Blondine aus dem Chor der Gmundner Bühne und eine dralle kugelrunde pausbäckige Bauernmagd vom Grundlsee, die sich in ihrem steifen Sonntagsstaate mit ihrer ernsthaften feierlichen und verschreckten Miene unter dem bauschigen Kopftuche neben der bleichen subtilen und nervösen Montmartroise, der er sie zur Nachbarin gab, absonderlich und drollig genug ausnahm. Er hatte daran ein unbändiges Vergnügen; zwei Welten, dachte er, die von einander nichts wissen — und im Grunde ist's doch immer wieder dasselbe! Und manches vergessene Abenteuer raschelten ihm die freundlichen Bilder zu, während er sinnend das Werk besorgte.

Nun holte er aus dem Koffer die zwei Bauernkalender von 1848, die er in Goisern dem alten Freunde des Conrad Deubler abgeschwatzt, und that sie zu seiner Sammlung, die aus dem Jahre der Revolution an Zeitungen, Flugschriften, Karikaturen, Volksreden und Protokollen manches Merkwürdige enthielt. Dabei verweilte er lange unter den Büchern, blies und klopfte den Staub weg, blätterte ein wenig, liebkoste die schweren

prächtigen Einbände und streichelte sie behutsam. Es war die Bibliothek eines sorglosen und zerstreuten Liebhabers, der überall ein bischen gekostet und seine Neigungen oft gewechselt hatte; nur von der neueren Litteratur der Franzosen, seit den Anfängen der Romantik, fehlte kein irgendwie bedeutsames Werk.

Dann kehrte er aus der Bibliothek, welche über dem Schreibtisch den greisen Goethe des Schwertgeburth hatte, nach dem Salon zurück, um die Berchtesgadener Schnitzereien, allerhand fein und sauber gebildetes Wild, in der „Glyptothek" zu versorgen. So hieß ihm eine niedrige, sehr breite Konsole, die einen närrischen Durcheinander von Skulpturen trug. Unter der edlen und strengen Gruppe des Juan Bautista mit dem Erlöser, aus farbigem Holz in natürlicher Größe von einem Schüler des gewaltigen Hernandez, die er einmal in Madrid auf dem Rastro zufällig für ein Billiges erstanden, in schwerem Rahmen, der aber überall mit heiteren Chenille-Aeffchen bunt garniert war, gab es da, vor dem sanften träumerischen Liller-Mädchen, zwischen zwei schlanken und graziösen Tanagra-Figürchen, ein lächerliches und absurdes Gedränge von plumpen, wirksam und kräftig aber täppisch und roh ausgeführten Iswostschiks und Dworniks, die er aus Moskau für ein paar Kopeken mitgebracht, armseliges Spielzeug, auf das der raffinierte Harlekin des Saint Marceaux daneben verwundert niedersah. Der sollte nun auch Gesellschaft kriegen, damit es ihm nicht gar zu einsam würde, und Rudi beschloß, während er ihn mit dem ganzen Rudel von Rehen, Hirschen, Gemsen und Stein-

böcken vorsichtig umstellte, ihn fortan den heiligen Genovefus zu nennen: denn jedes Ding mußte bei ihm immer irgend einen extraordinären Namen erhalten. Dann brachte er die grimmigen kleinen Möpse wieder in Ordnung, die ringsherum am Rande der Konsole das seltsame Museum fürchterlich bewachten.

Er schlenderte noch eine Weile, nachdenklich und doch gedankenlos, durch die Zimmer, dahin und dorthin, unter den Büchern und Bildern seine Lieblinge suchend, in Erinnerungen verweilend und immer noch mancherlei wieder verändernd. Er breitete seine Fächer aus, deren er allmählich eine stattliche Fülle von allen möglichen Völkern, aus allen möglichen Zeiten, in allen möglichen Stilen gesammelt, ganz billige und gemeine, wie die Cigarera sie trägt, mit blutigen Stierkämpfen darauf und tanzenden Gitanen, aber auch seltene Meisterstücke des Rokoko mit köstlichen Einlagen des Watteau und Fragonard. Er öffnete ein algierisches Kästchen aus altem Silber mit krausen arabischen Zeichen, in welchem er allerhand galante Geheimnisse verwahrte, Kopien jener pompejanischen Gemälde, Titel, Kupfer und Vignetten aus schlimmen Büchern des ancien regime, holländische Stiche, die „Sataniques" des Rops und die wunderliche Erbschaft eines schrullenhaften Onkels: eine muntere Quadrille von ganz allerliebsten winzigen wächsernen Figürchen, in den zartesten keuschesten Farben, und mit feinen Stoffen nach der edlen Mode des Empire aufs Zierlichste bekleidet, aber freilich nicht allzu verschämt an Geberden und in unverhohlen zärtlichen Attituden. Er kramte in seinen Zeichnungen, ordnete

die neuen Skizzen und leimte sie. So rumorte er unermüdlich, bis der Diener meldete, daß das Bad bereit.

Er plätscherte jetzt sehr vergnügt, in den sanften Dunst der milden Cigarrette eingesponnen, der sich mit dem schwülen Atem der dampfenden Wanne vermengte, daß es rings um ihn wie ein feiner Schleier über die Welt war. Er sah den hurtigen Bläschen zu, wie sie gierig quirlten, in Perlen sich wirbelten und endlich in schmale weiße Fäden zerplatzten. Er lehnte sich tief zurück, daß vorwitzige Tropfen bis über die Lippen glitten, und horchte, wie es zu schwellen und zu brausen und zu rauschen schien. Eine Weile lag er ganz starr, wie ein traumloser Schläfer; dann wieder tändelte er lustig mit den Wellen, zog sie an sich, stieß sie zurück, liebkoste oder schlug sie. Und wie um den Leib, so wogte es in seiner Seele: bald klang ihm aus entschwundenen Gefühlen ein altes Lied, bald meldeten sich die Sorgen des Tages, dazwischen lachte er über die letzte Schnurre von gestern; Erinnerungen, Vorsätze und Wünsche verfolgten sich. Er liebte diese Stunde: da fühlte er sich nicht müßig und durfte sich doch von jedem Einfall, wohin es ihn gerade zog, verleiten lassen. Baden und Massieren, sagte er gerne, das sind die Fundamente jeder moralischen Kultur: Da scheidet der Mensch aus dem Augenblicklichen, öffnet sich vor sich selber, findet die Verbindungen zwischen den Widersprüchen, erfaßt das Eigene und gewinnt aus sonst zersplitterten Trieben eine verläßliche Einheit. Sie dürften eigentlich in den geistigen Exercitien des Loyola nicht fehlen. Er nannte es seine „Stunde

der Psychotherapie" und der Baron hatte ihn den „warmen Kneipp der Moral" getauft.

Er liebte es da, in stummen Monologen sich über sich mit sich zu unterhalten. Er hielt dann eine genaue und strenge General-Inspektion seiner Seele. Sein ganzes Leben erwachte vor ihm, Stück für Stück, in schnellen hellen Bildern. Er schweifte nach den „Wanderjahren" zurück, wo er kreuz und quer durch Europa war, schauend, lernend und genießend — und weiter noch — nach der fröhlichen Kindheit, da draußen in Döbling, wo der Vater, der berühmte Psychiater, seine Anstalt hatte — und dann wieder vorwärts, ob er nicht doch lieber wieder reisen sollte, statt hier zu verschrumpfen und zu versulzen, wieder nach fernen Ländern reisen, fremde Sitten schauen, unbekannte Menschen suchen —! Aber dann würde die Sehnsucht wieder kommen, die nämliche närrische Sehnsucht, wie damals, nach der Ofenbank daheim, nach der ruhigen vertrauten und gewohnten Weise, in der er aufgewachsen, nach dem innigen Behagen, zu kennen und bekannt zu sein — er mußte lachen, welches kindische Heimweh ihn damals plötzlich geschüttelt und wie er sich mit allen Gründen und Einreden des Verstandes vergeblich gewehrt hatte: er träumte auf einmal Tag und Nacht nur noch von Golasch und Virginiern! Das hatte ihn aufgescheucht und jede Freude verstört und ihn rastlos getrieben, bis er endlich, endlich wieder daheim war . . . . . bloß für ein paar Wochen, meinte er erst, um sich von seinem Wahne zu heilen; es würde gleich wieder vorbei sein. Und wie dann aus den Wochen Monate und aus

den Monaten Jahre geworden und wie er seine neuen Pläne immer wieder verschoben und wie plötzlich ein ganz unvermuteter Verdruß, daß er nichts gelte und nirgends nütze, und der Wunsch, irgend wohin zu gehören und irgend einem Zwecke zu dienen, sich immer zudringlicher gemeldet, was dann dem längst besorgten Vater sehr willkommen war, bis er sich am Ende auf einmal, während er noch schwanken und zögern wollte, als Bibliothekar des Reichsrats gefunden — Bibliothekar, wie ehrwürdig, wie gelehrt und feierlich das klang! Man mußte unwillkürlich gleich an einen langen strengen Bart und schwere goldgefaßte Brillen denken!

Es that ihm aber sehr wohl, wenn er freilich auch oft genug unwirsch wurde, schimpfte und räsonnierte. Er hatte es nicht zu bereuen. Er brauchte einen solchen Halt, eine solche Angel des Lebens, die starke Klammer eines Berufes, der seine flüchtigen Launen straff zusammennehmen konnte; sonst verlor er sich an tausend Widersprüche und zerrann. Er besaß keine großen zuversichtlichen Triebe. Er besaß keine Leidenschaft, kaum eine entschiedene Neigung. So war er immer in der Hand des Zufalls. Jedes neue Erlebnis veränderte ihn. Täglich wollte er was anderes; was er heute begehrte, war morgen schon wieder vergessen. Nichts konnte ihn halten, es reizte ihn bloß das Unbekannte; wie es angeeignet war, verblaßte die Freude. Seine Wünsche hatten keine Dauer; sie irrten unbeständig nach neuem, immer nur um jeden Preis nach neuem, das ihn mit ungekosteten Gefühlen bereichern könnte. Sonst wollte er nichts, als sozusagen nach und nach

die ganze Welt in seine Seele pumpen. Sonst hatte sie für ihn keinen Zweck und keine Bedeutung: er gebrauchte sie eigentlich nur zur Aufklärung über sich selbst und als Futter seiner Nerven, um immer neue, unvermutete Punkte in sich zu entdecken, um sich immer wieder von einer anderen Seite zu exaltieren, um das Bewußtsein seiner eigenen Fülle immer wieder zu erweitern. Das war seine eifrigste Sorge; damit verbrachte er das Leben: rastlos über sich zu grübeln, in sich zu schauen und alles das Seltsame und Wunderliche in seiner Seele nachdenklich zu kommentieren. Er hatte eine unerschöpfliche Freude an sich selbst. Er hatte für sich eine unermüdliche Neugier. Er war sich ein unergründliches, täglich schöner erneutes, köstliches Wunder. Damit konnte sich nichts vergleichen. Daneben verschwand alles andere. Er war sein einziges Interesse — wirklich, wenn er sich ehrlich prüfte und gewissenhaft besann, das einzige auf der ganzen Welt .... außer höchstens noch allenfalls die Weiber. Die Weiber? Ja .... damit war es nun so eine sonderbare, sehr verzwickte Geschichte. Er sann oft lange darüber; aber er fand sich nicht zurecht. Man rühmte freilich seine bonnes fortunes; man neidete ihm sein „fabelhaftes Glück bei Frauen". Und er konnte sich ja auch wirklich nicht beklagen: die „Galerie der Liebe" war immerhin eine ganz ehrenwerte Leistung. Wie sollte es ihm auch fehlen? Er galt für einen hübschen Jungen von Geist, Witz und schönem Anstand; er trug sich mit Geschmack und Anmut, er hatte eine kindlich harmlose und treuherzige Ungeniertheit in seiner leichtsinnigen und unge-

bundenen Art, die gleich zutraulich machte, und doch wieder, wenn es galt, eine soldatisch rasche unbedenkliche und schlagfertige Entschiedenheit, die sich nicht lange bei scheuen Worten aufhielt. So war ihm, wie er nur erst einmal die ungläubige Schüchternheit der ersten Jugend abgethan und die Liebe als Sport begriffen hatte, mancher angenehme Sieg geglückt. Er konnte sich nicht beklagen .... aber — ja aber!

Er brachte den Verdacht nicht an, als ob das alles doch noch nicht das Rechte wäre. Gewiß, es war ja ein ganz allerliebster Zeitvertreib, ein reizendes Gesellschaftsspiel, und gehörte einmal sozusagen zur moralischen Toilette des gebildeten Menschen. Man fand sich, man gefiel sich — was hätte man sonst auch reden sollen? Man spielte ein bischen Katz und Maus, was manchmal, wenn das Mäuschen klug und munter war, gar sehr vergnüglich werden konnte, und dann hatte man sich eine Zeit lang sehr lieb, zwei, dreimal die Woche, zuerst ein bischen mehr und dann allmählich immer ein bischen weniger, und es blieb stets eine schöne Erinnerung, und das netteste dabei war doch auch wieder die Freude an sich selbst, wie man immer neue verschmitzte Kombinationen ersann und sich jedesmal in einer anderen Maske versuchte und allerlei hübsche Gefühle in sich entdeckte — das alles war ganz allerliebst. Aber das Große, Wilde und Dämonische der Liebe, von dem die Romane erzählten — nein, dergleichen hatte er niemals verspürt; das mochte wohl auch nur so ein Notbehelf der neueren Autoren sein, weil das Natürliche schon viel zu oft

geſchildert und von den alten gänzlich weggeſchrieben war. Es konnte doch unmöglich in Wahrheit ſo ganz verdrehte Käuze geben, die ſich dieſe hübſche zierliche und drollige Sache, wie die Liebe, ſo mutwillig verpatzten; aber manchmal ſchien es ihm wieder, als wollte er ſie beneiden.

Er war doch etwas unſicher in dieſem Punkte. Das geſchah ja nicht bloß in Romanen; man hörte dergleichen ſchon auch im Leben bisweilen — und da mußte er ſich jedesmal erinnern, wie er als Bube einmal im „Sohne der Wildnis“ geweſen. Das konnte er nimmermehr vergeſſen: wie Kraſtel da als fürchterlicher Tektoſage jene albernen Verſe ſang — denn es war geſungen, wie ein jauchzender Hymnus der ganzen Menſchheit, er trug Farbe und Fall von jedem Wort noch ganz deutlich im Ohr — da hatte in ſeiner erſchauernden Seele ein unſägliches Fieber gerauſcht, Wonne und Qual zugleich, Entzücken und Todesangſt, himmliſch und furchtbar. Heute ſpottete er freilich über den ſchalen und gezierten Text; aber was er damals empfand, das hätte er gerne noch einmal empfinden mögen. Es war ihm nicht wieder begegnet. Er ſuchte es umſonſt. Und immer mußte er da wieder denken, ob es nicht vielleicht doch noch irgend was anderes gäbe — eine andere beſondere Liebe, die er nicht kannte, von der er nichts wußte, die er nicht einmal ahnte. Aber warum fehlte ihm das?.... Es verdroß ihn, wie ein Mangel an ſeiner Bildung. Er durfte das nicht verſäumen. Es mußte nachgeholt werden. Zwar ſchien es wenig wünſchenswert — nach

allem, was man hörte; aber immerhin ſollte man es doch wenigſtens kennen. Das gehörte jedenfalls dazu: man war ſonſt im Galanten nicht komplet.

Aber warum fehlte ihm das? Wie konnte es ihm fehlen? Es war doch wahrhaftig nicht ſeine Schuld: er widmete dem erotiſchen Fache Fleiß, Ausdauer und Mühe genug. Aber es konnte wohl ſein, daß er zu viel von den Frauen verlangte, mehr als ſie geben durften. Er trug zwei Forderungen an die Frau in ſeinem Wunſche, die vielleicht unverträglich waren, und weil er ſie nirgends beiſammen fand, wohl nirgends beiſammen finden konnte — vielleicht war ihm nur darum die ganze Liebe immer ein bloß epidermes Vergnügen. Ja, das mochte es ſein. Er liebte die Frau als Bibelot, das Elegante, Zierliche und Delikate an ihr, den berauſchenden Duft und die kniſternde Seide. Er begehrte ſie wie eine Tuberoſe, wie einen weichen ſanften morgenländiſchen Stoff, der buhleriſch den Fingern ſchmeichelt, wie einen feinen köſtlich gekünſtelten toledaniſchen Dolch. Er wollte das van Beersmäßige der Frau. Das verlangten ſeine verwöhnten und ermüdeten Nerven, die den Schwung ſeltener Reize nicht entbehren mochten. Aber dann wieder — da erwachte auf einmal eine zweite Begierde in ihm, eine ganz andere, aber ebenſo heftige und unwiderſtehliche Sehnſucht. Er liebte das ſpießbürgerliche Ideal der Frau, das Sanfte, Tröſtende und Demütige, die ſchmachtenden Seufzer und die empfindſamen Thränne. Er begehrte ſie wie einen behaglichen Lehnſtuhl, in dem er ſich von der ätzen-

den Blague des Lebens erholen und mit ſtillen kleinen einfältigen Gefühlen beſchwichtigen könnte. Er wollte den lieben treuen pot-au-feu, mit langen ſemmelblonden Zöpfen und waſſerblauen Augen, die gern weinen. Das verlangte ſein immer noch ein wenig ſentimentales Gemüt, das in allen Capriolen der Sinne naiv und jung geblieben war. Wie ſollte er ſolche Widerſprüche reimen? Wo fand er das Wunder, das zugleich eine kleine Bourgeoiſe und die große Mondaine war? Die einen hatten kein Herz und die andern hatten kein Froufrou; aber er brauchte beides zuſammen. Es war wirklich ein Pech!

Und mitten in dieſem wirren und ratloſen Spintiſieren überfiel ihn plötzlich die unvermutete Frage: Was das eigentlich geſtern mit dem Straß geweſen wäre? Er erſchrak förmlich — ſo heftig drängte ſie jäh alles andere zurück. Er erſchrak und ſetzte ſich auf und ſann.

Ja, was ſollte das eigentlich heißen? Was war das geweſen? Woher dieſe Wut, wozu ſeine zornige und pathetiſche Rede? Was wollte er denn? Was hatte Straß denn im Grunde gar ſo Schändliches verbrochen?

Er erinnerte ſich ganz genau. Er wußte noch jedes Wort, jeden Ton: „Und jetzt iſt die Bahn ja frei!“ Eine Bemerkung, wie man ſie im Caféhauſe macht, überflüſſig, ja, und ungezogen und taktlos, aber nicht ſchlimmer als tauſend andere — und noch dazu beinahe das Nämliche, was er ſelber geſagt, und jedenfalls genau das Nämliche, was er ſelber gedacht, als

der Doktor von der Abreise Rhons erzählte. Also, was kümmerte ihn das eigentlich? Wozu der Lärm?

Thatsache, daß er sich rasend geärgert hatte. Thatsache, daß er in der ersten Wut Straß am liebsten geprügelt hätte. Thatsache, daß er es nur aus Furcht vor dem Spott unterlassen. Was sollte das bedeuten? Wie kam er dazu, den Ritter dieser Frau zu spielen — mit welchem Rechte, aus welchem Grunde?

Recht hatte er schon einmal gar keines . . . . Und Grund? Grund womöglich noch weniger. Nein, er hatte nicht den mindesten Grund. Er kannte die Frau — das war aber auch alles. Er hatte sich niemals auch nicht im geringsten für sie interessiert. Oder sollte er — sollte er dennoch —

Nein, der Verdacht war zu albern. Damit hatte es keine Gefahr. Davor brauchte er sich nicht zu fürchten. Zwar, Margit war schön, das ließ sich nicht leugnen, und von einer ungewöhnlichen, besonderen, auserlesenen Schönheit, die den Feinschmecker wohl reizen konnte. Er liebte dieses herzige süße echt österreichische Kindergesichtel, das wie aus allen Rassen der Monarchie zusammengesucht und auserwählt schien, mit dem steilen Schwunge der runden Brauen, der ihm immer was ungläubig Verdutztes, neugierig Fragendes gab, mit diesen heißen schweren Augen, als ob sie, eben erst hinter den langen Wimpern aus unvergeßlichen seligen Träumen langsam erwacht, sich noch nicht gleich zurecht finden könnten, erst eine Weile verwundert besinnen müßten, mit dem kurzen, widerspenstig beweglichen, ganz vorne ein klein bischen platten Näschen, das

den Rhythmus des Profiles ungezogen verstörte, und alles in diesen sanften, nachgiebigen, gleichsam nur angedeuteten Zügen, alles so unsäglich weich und empfindlich, daß die leiseste Stimmung sie gleich völlig veränderte, so biegsam und geschmeidig, daß man niemals recht sagen konnte, wie es eigentlich war, und immer wieder vor einem neuen unbekannten Bilde erstaunte. Er liebte dieses tiefe rabenschwarze Haar mit den eiligen blauen Funken, wenn sie sich schüttelte, und ihren sehnigen zuversichtlichen ungeduldigen Gang, dem doch wieder, wenn sie so, gern auf den Ellenbogen nachdenklich gestützt, ein wenig vorgeneigt und mit ausgestreckten, suchenden Blicken weit hinaus verloren, in ihrer Loge saß, die milde Trauer und heimliche Wollust der langsamen schlaffen Geberden gar seltsam widersprach. Er liebte das Unvermittelte, Jähe, Unvermutete in ihrem Betragen, dieses Gerade aus einer ehrlichen und freien Natur heraus, die nach den anderen nichts fragte, ihre stolze und herrische Weise. Ja ohne Zweifel: sie war begehrenswert und schön. Er konnte es, wie er sich so sinnend erinnerte und sie im Geiste stückweise prüfte, er konnte das durchaus nicht leugnen. Aber —

Aber das war doch alles noch kein Grund! Mußte man jede Schöne denn immer gleich lieben? Wer hielt denn das aus auf die Länge? Unsinn! Bloß weil sie schön war und es eine garnicht so einfache, langwierige und gefährliche Affaire schien — das lockte und reizte nun freilich! Aber da hätte er viel zu thun gehabt — und er war eben jetzt vortrefflich versorgt!

Nein! sie gefiel ihm und er plauderte gern mit ihr

— aber damit basta. Es war eigentlich doch nicht sein Schlag, zu seriös, zu tragisch, zu monumental und sicherlich eine sehr unbequeme und anstrengende Geliebte .... um Gotteswillen nur das nicht .... und vielleicht auch — und kurz und gut, was es auch immer war: er hatte halt niemals irgend etwas für sie gefühlt — da brauchte es doch weiter keine Entschuldigung! Nein nicht das geringste — der beste Beweis: er kam ja nicht einmal ins Haus, so leicht das dem intimen Freunde Eugens doch gewesen wäre, wenn sie auch seit dem Tode ihres Vaters sehr stille und zurückgezogen lebten. Aber nein! Er hatte es, so oft er es versprach, immer wieder verbummelt. Er hatte gar nicht daran gedacht. So gar nichts hatte er für sie empfunden.

Nein, nein, wiederholte er sich eindringlich. Und er sprang aus der Wanne und schüttelte und rieb sich, als wollte er mit den entgleitenden Tropfen den lästigen Verdacht von sich streifen, der ihn quälte. Das war bloß wieder eine von seinen ganz dummen und albernen Ideen! Unsinn! Weg damit! Es war offenbar weiter nichts gewesen als der alte Haß gegen Straß, den er einmal nicht zwingen konnte und auch gar nicht zwingen wollte ..... und dann wohl auch seine Freundschaft für Eugen, gewiß das auch: man hatte doch eigentlich die Pflicht, sich des armen verlassenen Weiberls ein bischen anzunehmen, wenn solche Lumpe mit ihren schmutzigen Instinkten .... ah! Er kam gleich wieder in helle Wut. Aber die Kerle würden sich verrechnen; dafür wollte er schon sorgen! Und trotzig, im Gefühle seiner Unschuld und um sich selber

recht deutlich ad absurdum zu führen, beſchloß er nun gerade erſt zu ihr zu gehen, ſo bald als möglich. Ja, er war dem Freunde das ſchuldig! Und er freute ſich, für ſeine Pflichten noch ſo kräftig zu empfinden — er hätte ſich das eigentlich gar nicht mehr zugetraut.

Aber das ging nun freilich nicht ſo ohne weiters. Er konnte doch nicht — was ſollten denn die Leute! — und wahrſcheinlich würde ſie ihn auch überhaupt einfach gar nicht empfangen. Er mußte dem Zufall vertrauen — ſchade!

Doch konnte man dem Zufall immerhin ein bischen helfen. Wozu hatte er denn Mela, die ja ihre beſte Freundin war? Ja, das war entſchieden das geſcheiteſte: er wollte zur Baronin — jetzt gleich, da er es ſonſt doch wieder verbummelte.

Er warf, nach kräftigen Stößen aus der Beuge, die Hanteln weg, bürſtete vor dem Spiegel die naſſen Locken und zog mit dem Eiſen den kurzen, ſpitzen Bart. Er betrachtete ſehr aufmerkſam ſein Bild: Das freie, gutmütige, zum Lächeln bereite Geſicht, das leicht für ein bischen gewöhnlich gelten konnte, wenn er nicht mit geduldiger Kunſt eine höchſt extravagante Schnecke in die Stirne eingebogen hätte, die flinken wachſamen Mausaugen, die durchaus keinen Ernſt erlernen mochten, den etwas ungelenken plumpen Leib mit dem kurzen dicken Hals und dem breiten runden Rücken — das war immer ſein geheimes Leid geweſen, daß da nichts helfen wollte; aber dafür durfte er auf ſeine langen kräftigen, zierlichen Beine eitel ſein, an welchen die Gewohnheit ritterlicher Uebungen jedes Knöchelchen, die

feinen Bögen und das raſche Spiel der Muskeln auf's artigſte herausgedrechſelt hatte; ja, bis nur erſt einmal dieſe dumme Männertracht von heute, die alles verſteckt, abgeſchafft wäre, dann würde man ſchon ſehen, wer eigentlich das ſchöne Geſchlecht iſt. Und er war, während er ſich ſo vor dem hellen Glaſe wendete, neigte und ſtreckte, mit ſeinem Vormittage wieder einmal ſehr zufrieden.

Dann kleidete er ſich an und ging.

IV.

Rudi ging quer durch die Stadt, den nämlichen Weg, wie geſtern mit dem Doktor, nach der Annagaſſe, wo Baron Doppler in einem ſchweren finſteren gelben Ungetüm wohnte, das eher einer verwitterten alten Feſtung als einem behaglichen Hauſe glich.

Es war entſchieden eine famoſe Idee, Mela zu beſuchen. Ganz abgeſehen von dem Plane mit Margit — wenigſtens würde es jedenfalls wieder einmal ein ſehr vergnügtes Stündchen. Er plauderte gern mit der Baronin. Zwar zankten ſie ſich bisweilen ganz gehörig; ſie hatte ſchon auch ihre Mucken; doch war ſie ſo lieb und zierlich dabei, daß man ihr nicht böſe werden konnte. Und daß ſie auch für den beſten Freund immer noch was Seltſames, Fremdes, Rätſelhaftes behielt und er den Verdacht nicht los ward, als ob hinter der offenbaren, nach außen dargebotenen Seite

ihrer Natur noch ganz unvermutete Geheimniſſe verſteckt ſein könnten, das vermehrte und vertiefte nur ihren Reiz, ihren Zauber.

Sie war ganz ſein „Stil“: ein leichtes, zartes, köſtliches Figürchen, ſo zerbrechlich und fein, daß man es garnicht zu berühren wagte, und wie mit einer ganz dünnen, ſchmalen und harten Feder in raſchem Rucke hingezeichnet, ſehr ſcharf und eckig, aber von einer unſäglichen Anmut. Sie erinnerte ihn mit dem langen, engen und ſpitzen Oval ihrer blaſſen, ſchmächtigen Miene, mit den runden, ein bischen ſteifen, immer wie bedenklich zögernden Augen zwiſchen den ſchweren, ſtarken, über den Fall des Profiles hinausgeſtreckten Lidern, mit den ſehr zarten, ſpröde aufgezogenen Flügeln des geraden Näschens, von dem ein neckiſches Fältchen abwärts nach den winzigen Lippen gegraben war, das weiter unten dann das vorwitzig ausgebogene Kinn zerſpaltete — ſie erinnerte ihn immer an die Zingarella des Boccaccino, aber wie Tiepolo ſie malen würde, beweglicher, nervöſer und — er konnte ſich nicht helfen, aber es kam ihm immer dieſes dumme Wort dazwiſchen, das ja garnicht paßte, aber ſich durchaus aufdrängen wollte: und perverſer. Dabei hatte ſie etwas wie garnicht aus Fleiſch und Blut, ſondern von einem ſubtilen und raffinierten Künſtler aus himmliſch geſchmeidigen und delikaten Stoffen gezupft: ſie war wie ein zierlicher Schmuck, wie ein artiges Jou-jou. Gekünſtelt oder gemacht ſchien nichts an ihr — nein, das durfte man nicht ſagen, ohne ganz falſche Vermutungen zu wecken; aber man mochte an jene lili-

putaniſchen Wunderbäume der japaniſchen Gärtner denken, die man wohl als Geſchenke der Natur erkennen muß, aber einer Natur, die ſich den Spaß macht, zur Abwechslung einmal Kunſt zu ſein. Sie glich den leichten, ein bischen manierten Blüten, die die Franzoſen gerne in den Text ſtreuen — eine holde, zärtliche Vignette, wie er ſie für eine Prachtausgabe der ‚Manon‘ gewünſcht hätte. Er mußte ſich um ſie herum unwillkürlich immer gleich ein galantes Madrigal auf chineſiſchem Papier oder auf weichem Fächer in himmliſchen halben Farben ein leiſes Spiel tändelnder Marquiſen denken. So ungefähr war ſie — deutlich ausdrücken konnte er es nicht: jedes Wort war zu ſchwer, jede Farbe zu laut für ihre huſchende, flüſternde Schönheit.

Er hatte ſich damals natürlich gleich raſend in ſie verliebt, als ſie ſich kennen lernten. Aber es war ein ungewöhnliches Gefühl geweſen — garnicht wie man ſonſt ein Weib begehrt, ſondern eher der Leidenſchaft des Kunſtfreundes verwandt, der ein geliebtes Bild oder eine ſeltene Büſte will, um es für ſich allein zu haben, der ſtumpfen Neugier der Menge entrückt, in jeder Stimmung neue Reize zu entdecken und alle ſeine intimen Rätſel auszukoſten. Er nahte ihr behutſamer und ſcheuer, als es ſonſt ſeine Art war, wie man nach einer empfindlichen Knoſpe greift, und er ſchwelgte lange, mit eingeſchläferten Begierden, in einem graziöſen Menuet der Liebe, bis ſich zuletzt doch ſeine Männlichkeit aufraffte, weil er ſich vor ihr ſchon geradezu ſchämte, und er eines Tages mitten in dem

zierlichſten Schäfertanze auf einmal die ſchönſte und wirkſamſte Ohrfeige weg hatte, deren er ſich jemals erinnern konnte, eine höchſt ernſthafte, reelle und unzweideutige Ohrfeige, die ſich, ſo ſehr er dazu geneigt geweſen wäre, durchaus nicht als eine lebhaftere Form der Koketterie auslegen ließ. Da war er nun freilich zuerſt ganz ſprachlos geweſen, warum ſie denn nicht B ſagen wollte, da ihr das A doch augenſcheinlich ſehr gefallen hatte — er konnte es nicht begreifen. Aber weil er gelaſſenen Humor genug beſaß, den Unfall nicht tragiſch zu nehmen und ihr nicht weiter nachzutragen, ſo ſchlug er jetzt, wo ſie ſich von ſeinem galanten Takt hoffentlich überzeugt und auch Beweiſe ſeiner ehrlichen Abſichten hatte, eine ruhige und gemütliche Freundſchaft vor, die wohl nicht allen Wünſchen ſeines Herzens genügen, aber wenigſtens ſeine Wangen ſchonen würde, und ſo waren ſie ſeit dieſem Tage erſt recht gut und vertraut geworden. Sie flirteten immer noch luſtig weiter, daß ihm manchmal ſchon ganz heiß dabei wurde, aber unmittelbar vor der Ohrfeige ſchwenkte er jetzt immer behutſam zurück. Sie trieben unermüdlich tauſend tolle Kindereien, aber dann auf einmal beſannen ſie ſich wieder zu irgend einem höchſt ernſthaften, würdigen Geſpräch. Sie bemutterte ihn ein bischen, wollte ihm ſeine Unarten abgewöhnen und paukte gern etwas Moral, weil er dann gar zu luſtige Geſichter ſchneiden konnte. Er mußte ihr getreulich ſeine Abenteuer beichten, ſie gab ihm manchen heilſamen Rat, ſie tröſtete und beſchwichtigte ihn, wenn ihm wieder einmal in der Liebe irgend ein Ungemach

passiert war, und nur wenn er von den Frauen zuletzt immer wieder auf die Frau kam und seine Empörung gegen das ganze weibliche Geschlecht, wie er sie sich aus Bourget und Lavedan zusammen gelesen, pathetisch deklamierte, dann wurde sie ungeduldig und versetzte ihm einen sanften Klaps: „Davon versteht ihr alle nichts — und wer Glück bei den Frauen hat, schon gar nichts, sonst hätte er es nicht!“ Aber wenn er dann ärgerlich ihre eigene Meinung wissen wollte und die Lösung der verwirrten Rätsel verlangte, in denen sich der Gescheiteste nicht auskennt, dann verweigerte sie es mit spitzbübischer Schelmerei, weil man Geschäftsgeheimnisse nicht verraten dürfe. Da konnte er manchmal sehr böse werden; es verdroß ihn, daß er, wie befreundet und vertraut sie waren, doch nur einen Teil ihrer Natur besaß — eine richtige Freundschaft, wie zwischen Männern, die ihre ganze Seele geben, wollte es nicht werden. Und sie hatte dann auch ein so hoffärtig verzogenes Lächeln um den schmalen Mund, daß er den Blick senkte und verstummte — er wußte selber nicht, warum. Es fiel ihm der Spott der Mona Lisa ein.

Vielleicht kam das auch bloß daher, daß sie einer fremden, dem wienerischen Gemüte wenig zugänglichen Rasse angehörte, und wohl auch von ihrer lauten, bewegten, unsteten Jugend, die sie vor der Zeit in sich gekehrt und Verstellung, Vorsicht und Mißtrauen gelehrt haben mochte. Dänin von Geburt, war sie als Wunderkind mit der Geige durch die ganze Welt, an allen Höfen, in allen Hauptstädten Europas konzertierend,

heute im Elysee, morgen im Winterpalais, verwöhnt durch jauchzende Triumphe, unter der Huld der Großen und dem Taumel der Menge, lärmende Schwärme ernsthafter Enthusiasten, lüsterner Gecken, gieriger Spekulanten hinter sich, bis sie, kaum sechzehnjährig, die stürmische Leidenschaft des Barons erhörte, der alle Einreden und Hindernisse der erzürnten Familien überwand. Wenn man das alles zusammenhielt: ihre nationale Besonderheit, eine künstlerische Anlage gewaltsam gereizt und in dem schwülen Dunst von Ruhm und Schmeichelei wie in einem Treibhause aufgeschossen und das vorreife zerbrechliche Püppchen den vehementen Begierden des ungestümen Lebemannes überliefert — dann durfte man sich über das Wunderliche doch eigentlich nicht wundern.

Nun saß er wieder in dem kleinen, traulichen Salon, dessen wissentlich getönte Farben gleich zu delikaten Eleganzen stimmten; die lachsfarbene Plüsch-Tapete und lachsfarben auch das wirre Gedränge von winzigen Vis-a-vis und Causeusen, aber ihr Leder im sanften heimlichen Grün der Olive, wie die in losen weichen Falten gebauschte, mit Lachs-Atlas gefütterte Decke auf dem kurzen und schmächtigen Rococo-Piano; und rings an der Wand, zwischen finsteren japanischen Bronzen, das dunklere Grün und das graue Silber schwerer Lorberkränze mit breiten feierlichen Schleifen. Nun hatte er ihr spitzbübisches Gesichtel wieder vor sich, noch immer ganz so mädchenhaft und ahnungslos und rein, vom Leben unberührt und knospenfrisch, wie auf dieser zierlichen Terracotta-Büste über ihr, von Tilgner, aus

der Zeit ihres ersten Wiener Triumphes, deren geschwärztes sattes Rot sich saftig vom verblichenen Violett eines golddurchwirkten Meßkleides hob, das alte echte angebräunte Spitzen säumten. Nun lauschte er wieder den flinken Sprüngen ihres hellen gläsernen Stimmchens, atmete die matten Wellen der leiseschmeichelnden Verveine, sah ihre behenden eckigen Zick-Zack-Geberden, wie sie bald an den Photographien des hohen, silbern ausgeschlagenen Ständers nestelte und schob, bald an dem niedrigen Tischchen unter den kostbaren Puppen kramte, deren sie, in seltenen Kostümen und mit wunderbaren Mechanismen, eine reiche Sammlung hatte, und dann wieder aus dem Körbchen, mit grünen Pompoms, das Futter in mildem hellem Satin, allerhand Sächelchen suchte, ein buntes Band, das sie sorgsam enge um den Finger wickelte, um es dann plötzlich mit einem jähen Ruck wie von einer Spule abzuziehen, oder die niedliche Scheere, mit der sie in die Luft hastig schnitt und stach, ewig ruhelos, weil ihre langen schmalen Finger keinen Augenblick müßig sein mochten und ohne Rast immer neue Spiele begehrten.

Sie erzählte von den Bayreuther-Festen und daß die richtigen Wagnerianer sich noch immer nicht entschließen können, ihre Nägel zu putzen, weil es auch pietätlos gegen den Meister wäre, was die Vereine auf alle Weise zu verhindern trachten müssen, und von ihren Eroberungen — besonders ein verzwickter Yankee mit entsetzlich vielen Millionen und einem furchtbar langen Barte, der reine Graf Trast, und den weitesten Hosen, die sie ihr ganzes Leben gesehen, unermeßlichen, grenzen-

losen Hosen in den schrillsten Farben, großen aufgeblähten Segeln gleich, an denen man ihn auf tausend Schritte erkannte, und offenbar trug er seine ganze Rente in ihnen versteckt; der war auf sie ganz wie verrückt gewesen. Aber so ging es ihr immer: allerhand Narren, die sie nicht ausstehen konnte, liefen sich die Füße nach ihr ab und ihre schmachtenden Neigungen wurden spröde verschmäht. Sie sagte das wieder mit jenen falschen Verzückungen in Blick und Ton, denen er jetzt nicht mehr traute, während er früher hinter ihrem scherzhaften und harmlosen Schein gern eine ernste, bloß noch schüchterne Leidenschaft vermutete.

Nun wollte sie seine treulosen Abenteuer vernehmen; nun sollte er beichten und Buße thun. Aber es behagte ihm nicht recht. Er war ein bischen befangen: er hatte seinen Plan im Sinn. Er überlegte, wie er sie am besten auf Margit bringen könnte, ohne es gar zu verdächtig und auffällig zu machen. Er benutzte eine alte Gesellschafterin ihrer Mama, der er in Ischl begegnet war, um sich langsam nach allen Verwandten und Freundinnen der Reihe nach zu erkundigen, behutsam immer näher an den Kreis heran, wo er zuletzt unfehlbar auf Margit herauskommen mußte. Und es reizte ihn, daß sie gar nichts merken sollte; ganz schlau und heimlich wollte er sie hinterrücks führen.

Sie hörte eine Weile aufmerksam zu und antwortete geduldig auf alle Fragen. Sie hatte den borstigen Igel, der als Federwischer diente, vom Sekretär genommen und trieb allerhand Allotria, warf ihn und haschte ihn, bis seine Stacheln ihr die Finger ritzten.

Da ließ ſie ihn fallen, kniff die Augen ſchmerzlich zuſammen, netzte mit der Zunge die wunde Stelle, ſah ärgerlich auf Rudi, als ob er ſchuld daran wäre, und begann plötzlich ganz unvermutet von Margit, mitten in ſeine vorſichtigen und umſtändlichen Reden hinein. Sie bereite ihr viel Kummer und Sorge, ganz raſend und faſſungslos in ihrem Schmerz; der Doktor wiſſe ſich ſchon gar nicht mehr zu helfen; ſie wolle auf niemanden hören und keinen Rat annehmen und lieber gleich ſterben, am liebſten ſterben; es würde eine harte Mühe geben, ſie allmählich ein bischen zu tröſten und langſam wieder zur Beſinnung zu bringen, und alle Freunde müßten dabei redlich helfen. Sie hatte ſchon ihren Plan, wie das behutſam zu beginnen ſei, und rechnete auch auf Rudi.

Und dann lehnte ſie ſich etwas zurück, betrachtete ihn ſpöttiſch und ſagte: „Bin ich nicht lieb?“

Er fand nicht gleich eine Antwort. Er war ein bischen mißtrauiſch und unſicher, weil er was im Hinterhalt merkte. Darum zögerte er erſt eine Weile, ſah ſie argwöhniſch an, ob er nicht aus ihrer Miene leſen könnte, und erwiderte endlich langſam, indem er ſich hauptſächlich mit ſeiner Krawatte beſchäftigte, die ein wenig verſchoben war: „Ja — gewiß ſind Sie lieb! Das ſchon, das iſt eine alte Geſchichte. — Aber warum denn eigentlich?“

Da legte ſie ihm beide Hände auf die Schultern und vermahnte ihn mit zärtlicher Strenge: „Oh Rudi, Rudi! Für gar ſo dumm ſollten Sie mich nicht halten!“

Er proteſtierte feierlich und that ganz unſchuldig und verwundert: „Ich begreife wirklich gar nicht —“

Aber ſie ließ es ſich nicht ausreden. „Ach thun Sie bloß nicht ſo! Sie kommen gleich am erſten Tage, wozu Sie ſonſt mindeſtens drei Wochen und vier grobe Briefe von mir brauchen. Sie fragen beſorgt nach meiner Familie, was Ihnen ſonſt jahrelang nicht einfällt, und ſtatt von Tänzerinnen und Cocotten reden Sie von allerhand ebenſo reſpektablen als unausſtehlichen Perſonen, die Sie nicht im geringſten intereſſieren — man müßte ja blind und taub ſein!“

Er war etwas beſtürzt. Es ärgerte ihn, daß ſie ihn ſo drangekriegt hatte. Aber er faßte ſich bald und ganz leiſe, mit einem zutraulichen Blick ſchief von unten hinauf, fragte er ſie treuherzig: „Hab ich's denn wirklich gar ſo ungeſchickt gemacht?“

Seine klägliche und beſchämte Miene erbarmte ihr. Sie wollte ihn tröſten. Sie gab ihm ein Stückchen von dem glänzenden Indianer-Krapfen: denn ſie war ein leckeres Mäulchen, das immer was zwiſchen den lüſternen Zähnen haben mußte. Dann ſtopfte ſie ſelber den Reſt hinein und indem ſie genäſchig mit der Zungenſpitze das roſige Nägelchen des kleinen Fingers lutſchte, an dem ein bischen von dem ſüßen Schaum geblieben war, mit jenem katzenhaften Behagen, das ihn ſo paſſionierte, daß er alle Mühe hatte, die Ohrfeige nicht zu vergeſſen, erklärte ſie gutmütig: „Nein — gar nicht ungeſchickt! Nur müſſen Sie ſich ein anderes Mal gefälligſt die Augen verhalten. Wenn Sie ein gar ſo unbändiges Vergnügen zeigen, einen

auf den Leim zu führen, das muß man ja doch merken. Das sollten Sie sich abgewöhnen, Rudi!"

„Aber wie kommen Sie denn gerade auf Margit?"

„Ich sah ja doch, wie Sie krampfhaft steuerten — im Schweiße Ihres Angesichtes!" Und sie machte, indem sie wie zum Rudern die Arme anzog und streckte, schnaubend und pustend, groteske Geberden. „Immer von einer Tante auf die andere, in graziösen Sprüngen — drum wars ja auch so furchtbar interessant! Und ich hatte solches Mitleid mit Ihnen — und mit mir."

Er schüttelte den Kopf. „Sie sind eine unheimliche Frau!"

„So! Das hat man noch für seine Güte. Undank ist der Welt Lohn."

Sie holte jetzt ein Bild Margits und beklagte sich, daß es ihr nicht gelingen wollte. Sie stickte gern solche Stoff-Mosaike, aber sie bildete sich ein, daß diese Technik durchaus einen gewissen assyrischen Stil verlange und das ließen sich das stumpfe Näschen und die weichen und unbestimmten Züge Margits absolut nicht gefallen. Sie liebte solche künstlerischen Spielereien: eine zeitlang war es die Manie der japanischen Lackfarben gewesen, mit denen sie unermüdlich Schalen, Vasen und Kassetten malte; dann wieder klexte sie tagelang auf gebeizte Platten phantastisch wilde Ungeheuer aus dickem Siegellack, welches mit Griffeln und Nadel sorgfältig geformt und am Ende bronziert wurde; und dann wieder Schüsseln und Krüge und Töpfe mit bunt ausgemaltem Holzbrand und zierliche Laubsägereien und farbige Stickereien nach slavischen Mustern — ihre unstete

Laune hatte jede Woche ein neues Geschäft. Davon zeigte sie jetzt manches, das den Sommer entstanden und ihm noch unbekannt war. Dazu erzählten sie sich allerhand, aber sie kamen bald auf Margit zurück und berieten lange sehr ernsthaft und setzten noch einmal einen umständlichen Plan auf, bis sie das fröhliche Gepolter des Barons unterbrach.

V.

Rudi trat hastig aus dem kleinen Salon. Auf der Schwelle hielt er einen Moment, beutelte ärgerlich den Zwicker ab und wischte, indem er vergeblich die kleinen klugen Augen suchend kniff und spreizte, die angelaufenen Gläser. Dann stöberte und schnüffelte er, ungeduldig vorgestreckt, mit spähender Neugier, das Zimmer entlang, bis nach der schmalen Loge am Ende, hinter den schlanken grauen Säulen unter dem schweren, in grüner Bronze leuchtenden Friese. Dort, zwischen den hellen fröhlichen Japanereien auf Seide, aus Elfenbein und in Porzellan, dort beruhigte und erheiterte sich plötzlich sein Blick. Na also — nun war sie also doch endlich gekommen!

Er nahm, immer noch auf der Schwelle, an der bauschigen Moschee-Portiere, noch einmal den Zwicker weg, wischte ihn wieder, dieses Mal bequem, gelassen und umständlich, und zögerte.

Er mußte sich auch erst ein bischen verschnaufen;

er rannte immer so über die Treppen. Er lockerte das krause Haar und bog die künstliche Locke in die Stirne. Er musterte sich tastend, ob nichts an den Manschetten, an der weißen Binde fehlte; immer, wenn er kam, hatte er das lästige Gefühl, irgend einen Knopf zu verlieren. Und er schlürfte behaglich, lässig vorgeneigt, indem er noch einmal mit dem Blicke langsam durch das Zimmer ging, seine köstliche und feine Stimmung: die leise blasse Mauve der Tapete, von der ein weiches Flimmern heimlich glitt, die forellengrauen Säulen, das verstaubte, wie hinter Tüll gehüllte Alvegrün der fahlen schlaffen Seidenschleier auf den hageren Lampen — Mela sagte, daß es in den letzten Tönen der Geige, wenn sie schmachtet und girrend schmilzt, gemalt war; und die wunderlichen fremden Blumen, müde Magnolien, chinesische mit milchweißen Kelchen, japanische mit purpurnen Tulpen, und um die Säulen indische Chrysanthemen in betrügerischen Blüten wie von Bronze und von Terracotta, mit großen blinden ausgeronnenen Augen trüb gefleckt, und auf dem schwarzen Geländer aus Palissander zwischen der Loge und dem Saal die wüsten Zungen schwerer widerlicher Orchideen, und darauf aus leichten feinen dünnen Dünsten ein scheuer halber und verwischter Duft von Iris und Verbene. Aber wie seinen Nerven, seinen Sinnen auch von soviel buhlerischer Kunst geschmeichelt wurde, das Liebste war ihm heute doch die blasse schwarze Gestalt im Grunde der Loge, so sanft, so rührend und Böcklinisch strenge.

Nun war Margit also doch endlich gekommen!

Mühe genug hatte es gekoſtet, ſtandhafte Sorge und unverdrießliche Geduld der treuen Mela. Sie wollte nicht getröſtet ſein, ſie haderte und raſte gegen das Leben, ſie wühlte gefliſſentlich und ſchwelgte im Leide. Sie hörte auf keine Hoffnung und ſchrie nach dem Tode. Sie höhnte und ſchmähte die Freunde in bitteren ſchmutzigen gemeinen Reden, den Arzt und Mela. Eine wilde tückiſche Wut war in ihr, zu peinigen und zu quälen, eine hämiſche Freude, wehe zu thun, ſich und den andern, ein böſer Haß gegen jede Güte. Und die jähen Krämpfe, wie einer Beſeſſenen, in Geifer und Schaum, mit ausgezerrten Gelenken, bis ſie ſich gewaltſam löſten und kaum mit Kirſchlorber allmählich betäubten; und dann wieder ſtundenlang in tiefen Ermattungen, ſtarr und ſtier vor ſich hin, ganz entgeiſtet und verglaſt, mit verſunkenen erloſchenen dämmerfahlen Zügen. Zwei volle Wochen hatte das gewährt. Dann endlich wichen die Schatten von ihrer Seele und es wurde ein langſames zages Erwachen, voll Verwunderung und Erſtaunen über die häßlichen Träume, von denen ſie nichts wußte. Eine ſchlaffe Trauer blieb, aber ſanft, milde, ſchmerzlos, faſt eine Wolluſt. Nun wurde ſie gut, weich und willig. Nun durfte Mela nicht mehr von ihr. Nun klammerte ſie ſich an ſie wie ein geſpenſterſcheues Kind. Und langſam bekehrte ſie ſich wieder zum Leben. Aber ſie fühlte ſich noch immer ſo ſchwach, ſo matt, ſo ſchlaff und fürchtete den Lärm der Leute .... Und nun war ſie doch endlich gekommen.

Nun lag es an ihm, die Gelegenheit nicht zu ver-

ſäumen. Er wollte ja natürlich bloß — er hatte die reinſten und beſten Gefühle. Nichts als ein redlicher und treuer Freund in ſchwerer Not wollte er ihr werden — ganz wie der weiſe Jüngling in der lieben Geſchichte von Goethe. Das war vielleicht ſogar viel weniger banal, viel raffinierter, dekadenter, als wenn er wieder gleich — und jedenfalls wollte er daran garnicht denken, vorläufig wenigſtens. Was ſpäter einmal daraus werden mochte — aber es gab doch noch gewiſſe Pflichten, welche er ernſt nahm .... Wenn es auch freilich eigentlich um die Gelegenheit ſchade war, einmal einen richtigen Roman ordnungsmäßig zu erleben ... nicht wie ſonſt, wo der Zufall alles machte, und meiſtens merkte man es erſt, wenn gerade das Beſte ſchon wieder vorbei war. Er wünſchte ſich lange, einmal bewußt und mit dem deutlichen Gefühle, wo jedes einzelne Kapitel begann und ſchloß, ein regelrechtes Abenteuer vorſätzlich zu erleben. Na aber das würde ſich ſpäter ſchon alles zeigen. Vor der Hand galt es, ſie zu tröſten, ſie zu hüten.

Jetzt rief ihn die Baronin. Sie kam aus dem Speiſezimmer zurück und wollte wieder nach der Loge. Und triumphierend, indem ſie nach Margit wies, in übermütiger und ein bischen eitler Freude: „Na, was ſagen Sie? Bin ich nicht brav?“ Rudi dachte: Etwas Kupplerin iſt doch eine jede. Und indem ſie ſeinen Arm nahm, an allen Nerven triefend von geſchäftigem Behagen: „Aber nun kommen Sie nur gleich mit — Sie haben uns gerade noch gefehlt. Wir ſind ſchon ſehr ausgelaſſen.“ Und ſie wollte ihn gleich mit ſich

nach der Loge ziehen, ohne daß er sich erst um „die lederne Gesellschaft am Kamin“ viel bekümmern sollte. Aber er entschuldigte sich, nur einen Moment hätte er erst den Baron zu sprechen, und ließ sie dem Arzte, der eben aus dem kleinen Salon trat und sie mit seiner zierlichen, ein bischen altväterischen Galanterie, an dem Harmonium und den zwei großen Klavieren vorbei, nach der Loge geleitete.

Um keinen Preis wäre er jetzt gleich mit ihr. Warum nicht? Was hatte er denn auf einmal? Diese unvermutete Angst, ganz plötzlich und ganz ohne Grund — das war doch wirklich gar zu albern. Aber das passierte ihm immer: Wenn ein lieber Wunsch, lange mit Inbrunst gehegt, sich endlich erfüllte, da wäre er in der letzten Minute am liebsten davongelaufen — immer. Er wußte selber eigentlich nicht, was es war; aber er hatte, wie lange Begehrtes endlich geschehen wollte, auf einmal eine heillose unverwindliche Angst und wollte um alles in der Welt nur fort, nur schleunigst entwischen und sich verkriechen wie vor einer unerträglichen Gefahr. Sonderbar und dumm, aber es half dagegen kein Vorsatz, keine Reue, kein Rat. Und heute war es zudem wohl auch noch was anderes: er ärgerte sich schon wieder über Mela. Was waren das wieder für zwei Kunden, dort in der Loge neben Margit, der dicke mit den Säbelbeinen und der gezierte Geck mit den unsinnigen Generalsstreifen an der Hose? Wo hatte sie die wieder her? Aber wenn sie bloß irgendwo ein neues Gesicht ausgraben und aufzwicken konnte ... dann war sie schon glücklich! Als ob es ein Vergnü-

gen wäre, sich immer zwischen lauter wildfremden Visagen herumzutreiben — und die Beleidigung, die das für die Stammfreunde des Hauses bedeutete, schien sie garnicht zu merken. Eine unglaubliche Manie — aber das kam alles nur von der verflixten Eitelkeit der Weiber! Na wenigstens, wenn sie schon ohne die Burschen nicht leben konnte, dann sollte sie sich nur auch mit ihnen allein unterhalten; dann brauchte sie die Freunde ja nicht. Und es paßte ihm auch garnicht, so unter allen Augen durch den Saal zu gehen; er wußte, daß er mit seinem kurzen plumpen Halse, seiner gemächlichen bummeligen Haltung und dem unsicheren schwanken Schritte der Kurzsichtigen gerade kein besonders schönes Bild war.

Er trat also an den Kamin. Den mochte er auch nicht. Er störte ihm alle Stimmung des Zimmers, wie er so massig, schwer und protzig hingelümmelt lag und man es doch gleich an dem blanken glatten Schmiedeeisengitter sah, daß er nie geheizt und ohne jeden Zweck war. Die breiten Truhen links und rechts, japanischer Lack und zierlich eingelegtes Gold, für das harte und das weiche Holz, halfen da gar nichts; man ließ sich nicht beschwindeln, es blieb die ganze Wand verschandelt. Aber auch wieder eine von ihren Marotten: Ein Zimmer ohne Kamin ist kein Zimmer. Merkwürdig überhaupt: sie hatte bei allem tiefe Gefühle und Bedürfnisse der Schönheit, das er an ihr liebte und verehrte — in gewissen Dingen hatte sie einmal absolut keinen Geschmack. Sie behauptete freilich, die anderen sagten genau dasselbe von ihm, und er mußte sich oft

heftig erzürnen, weil sie durchaus nicht einsehen wollte, daß das bei ihm doch ganz was anderes war. Geflissentlicher Haß der Regel, Wunsch des Neuen, Fremden, Unerprobten und die trotzige Lust am Zwist der Farben, am Gedränge unversöhnter Töne — alles wunderschön, in dem Punkte waren sie gute Kameraden; aber nur gegen den eingeborenen Sinn der Dinge durfte man doch nicht verstoßen. Gewiß sollte das Nützliche immer auch dekorativ sein, aber seine Geltung zum Zwecke mußte es behalten: den Gebrauch durfte die Schönheit nicht vergessen — deswegen war man doch noch immer kein Pedant. Sonst hörte überhaupt alles auf und da kam dann ein solcher Sticfel heraus wie dort, an der anderen Wand, über den Klavieren, diese lächerlichen Geigenkasten — aus asiatischem Eisenholz, Sandelholz, Grenadilholz, Eucalyptus, Blackrosewood mit unsäglicher Sorge für die Stimmung der Tapete ausgewählt und durch erfinderische Künste wissentlich in die Nachbarschaft getönt . . . Es steckte ein Heidengeld darin, aber zwei Dienstmänner erschleppten kaum so einen Kasten! Ah, überhaupt wenn er alle ihre Sünden gegen den Verstand zusammenrechnen wollte — und er warf einen bitterbösen Blick nach ihr; aber dann fand sie auf einmal wieder ein Kleid wie heute dieses: nilfarbener Crepe de Chine, doch welcher nach unten unmerklich, wie ringsum alle Farbe in sich saugend, immer tiefer und reicher sich bräunte, fast zu Violett am Rande, den schmale Silberfäden säumten, einen von jenen unglaublichen, traumhaften, an bunten

Wundern ſuggeſtiven Stoffen, deren Geheimnis ſie hatte. Nein, man konnte ihr nicht zürnen.

Er war an den Kamin getreten, grüßend und plaudernd. Der Baron, träge auf den runden Arm des tiefen und breiten Fauteuils geſtützt, in ſeine üppigen Locken verſunken, daß ſie um die harten Wangen floſſen, die Beine ſchief über die andere Lehne baumelnd, faul und müde, in der ſchlaffen Nervoſität von vor dem Eſſen, flirtete leiſe mit der ſtillen blaſſen Emmy. Er hatte, wenn er mit Frauen ſprach, was Schmeichelndes, Streichelndes, heimlich Umſchleichendes, ungewollt und unbewußt, in dem ſammtenen Blick, in den gezuckerten Reden, in den runden zagen Geberden, etwas wie eine ſcheu verhaltene tiefe Bitte, die vor Mädchen noch milder und noch weicher, faſt mitleidig wurde. Emmy nickte, lächelte wohl auch einmal in ihrer kühlen, ein wenig ungelenken, engliſch höflichen Weiſe und wenn es angemeſſen war, antwortete ſie ein paar verſtändige Sätze, immer mit dieſen geraden, waſſerhellen, gleichgiltig forſchenden Blicken, als ob ſie einen eben zeichnen und nur die Linien richtig faſſen wollte, und ihrer gelaſſenen, engen Stimme, in der jedes Wort wie das andere klang und nichts von ihr herauszuhören war. Sie war die einzige Getreue des Salons: Mela hatte ſonſt mit den Frauen kein Glück. Ihre Schuld war es nicht. Sie gab ſich redliche Mühe, zäh und unverdroſſen; es ärgerte ſie, immer nur Männer bei ſich zu haben. Sie verſuchte es oft, aber es wollte ihr nicht geraten. Die einen, ſo die courante Münze der Geſellſchaft, die Schultern und die Zähne, die man bei allen Diners

ſieht, was ſo die lieben hübſchen und feſchen Frauen ſind, die waren für dieſen Stil von Geſelligkeit, welche die Schablone vermied und eine freie Anmut ſuchte, von vorneherein unbrauchbar: ratlos, wenn man ihnen das Schlagwort nicht brachte, auf das ihr Witz dreſſiert war, beſtürzt und verzagt, wenn ſie einer ungewohnten Natur, einer Frage, auf die die eingelernte Antwort der Penſion nicht paßte, einem Urteile begegneten, das nicht aus dem Feuilleton der „Neuen Freien“ war, unfähig, ſich in die dreiſte, unbedachte, gerne ein bischen bizarre Art der Künſtler zu finden, welche Mela nun einmal nicht miſſen wollte; ſie verſtimmten nur die ungebundene Freude und brachten Steife und Zwang und Poſe; das Geſpräch wurde gleich wie ein billiger Farbendruck und die Herren verſchwanden bald, Karten zu ſpielen und Zoten zu tuſcheln. Und gar erſt die anderen, die „genialen“ Frauen, die ſich an berühmten Namen reiben wollen, die falſchen Aſpaſien, die Boheme naſchen möchten, die Emanzipierten mit den liederlichen Inſtinkten und der angeleſenen Leidenſchaft, die waren beinahe noch ärger; die hätten ihr unfehlbar alle wirklichen Künſtler vertrieben und ein Salon der Verkannten reizte ſie wenig. So blieb denn am Ende der vielen Verſuche nur Emmy — dazwiſchen freilich ab und zu eine flüchtige Freundin, wohl auch einmal irgend ein anmutiger Wandervogel: Alice Barbi, die Judic, Sara Kainz — aber als „ſtändige Inſtitution des Hauſes“, als „fundus instructus“, wie Hempel ſagte, der immer ſein ſchiefes Latein anbringen mußte, blieb nur Emmy. Die ſtille blaſſe Emmy beſaß die

große Kunst, gut zu hören. Sie war mit der ganzen Miene bei jeder Erzählung. Selber redete sie nicht mehr, als bis der andere wieder weiter konnte, und sie fand für jeden, was ihm am besten weiter half. Darum vertraute man sich ihr so gern und sie gab einem noch die erfreuliche Einbildung, als könnte man ihr gar kein größeres Vergnügen bereiten. So hatte sie nach und nach allerhand Geständnisse von einem jeden gesammelt und dabei erfuhr keiner jemals was von ihr. Sie war der allgemeine Phonograph aller Bekenntnisse und dennoch blieb sie fremd, unbekannt und fern, immer wie am ersten Tage.

Daneben lehnte Ignaz Redl, der wilde Sänger der „Sadismen", die jeder seiner Maitresse gab und vor seiner Frau versteckte — die Psychopathia sexualis des Krafft-Ebbing in üppigen und spracherlauchten Versen. Der lange, blonde, sehr zaghafte Junge, in Wort und Geste scheu verlegen und nun gar vor Damen aller Haltung verlustig, Geruch von Hinterhaus und armen Leuten in jedem Zuge, mit einem demütigen, hilflosen, rührenden Blick in den großen grauen von blauen Schleiern eingesäumten Augen, der immer im voraus schon um Verzeihung bat, wenn er unbewußt vielleicht etwas anstellen sollte, war von allen gern gelitten und gesucht. Zwar fand man ihn wenig gesellig, trocken und eigentlich sehr fade, aber es zählte ihm für ein großes Verdienst, daß er ganz anders war als seine Bücher. Man lud ihn ein, um doch auch etwas für die neue Litteratur zu thun, und hatte dabei nichts zu riskieren. Jedesmal hörte er die schmeichel-

hafte Versicherung, wie sehr man sich freute, ihn so ganz anders zu finden, wirklich ganz anständig, nett und vernünftig; nur die Frauen, behauptete der Baron, seien im geheimen immer ein bischen enttäuscht und um eine schöne Hoffnung betrogen.

Seeliger war mit der Schwiegermama in tiefer Beratung. Es handelte sich offenbar um eine sehr schwere, ernste und wichtige Frage: er stand gravitätisch vor der lustigen alten Frau und hielt eine große Mappe mit Papieren, die er der Reihe nach verlas und in langen Reden erklärte: dabei versäumte er nicht, sich oft geflissentlich zu wenden und zu drehen und zu wiegen, um die mächtige Kette rasseln zu lassen, die aus seiner Tasche die Naht der aufgebauschten, sackhaften Hose entlang bis an das Knie hing, und natürlich hatte er wieder das auf den Kopf gestellte Gilet der Hegelischen Dialektik, wie Hempel sagte, weil es oben auffällig enge geschlossen, aber unten so kurz war, daß es über dem Hemde den grellen roten Seidengürtel zeigte. Es waren Kochrezepte, die er so feierlich, mit ängstlicher Akribie commentierte, von englischen, auf dem Festlande noch gänzlich unedierten Speisen, die er auf dem letzten Kongresse der Buddhisten ausgeforscht und gesammelt hatte. Rudi mußte über die Schwiegermama lachen, welch' scheinheiliges und verschmitzt nachdenkliches Gesicht sie schnitt, während um die schmalen und entfärbten Lippen unter dem boshaften Papageienschnabel in den unzähligen grauen Falten und Bügen zwinkernd tausend schlimme Teufeleien spielten. Er mochte die drollige alte Dame sehr gern,

mit dem verquetschten Nestroy-Profil unter dem ehrwürdigen Schnee der steifen Rococofrisur, mit der kalten, spitzen, hageren Komik ihrer duckmäuserischen, affenhaft ernsten Grimassen, mit dem ungenierten Behagen an gepfefferten Geschichten, und unbezahlbar wurde der Spaß, wenn sie in nachdenklicher Sorge über die verliebten Escapaden des Baron beriet, wie man sie wohl am besten vor Mela verheimlichen möchte — man wußte nicht recht ob es mehr aus verständigem Mitleid mit der Tochter, um ihr den Schmerz seiner täglichen Untreuen, die nun einmal in seinem Temperamente waren, zu ersparen, oder nicht auch aus einer gewissen Liebe zur Sache selbst geschah, aus einer angeborenen Lust an Ränken und Intriguen, da sie denn doch die richtige Theatermutter in nichts verleugnen konnte.

Rudi trat zu Hempel, der seitwärts für sich träumelte, den kahlen, roten Schädel schlaff vornüber, daß aus Kinn und Hals weite Wülste quollen, mit triefen und verdunsenen Augen, die fetten, schwülstigen und nassen Hände vor dem schlottrigen und weichen Bauche mit offenen Fingern zwischen den Beinen, morsch und knochenmürbe, wie der gros monsieur des Forain. Er dampfte und schnaufte und schimpfte auf Mela und diese verfluchten „Fakire". So hatte er ein für allemale die Fremden getauft. „Und diesen Kerl noch dazu — äh, äh — so einen Bänkelsymphonisten und — — Fünf — — kreuzer — — Rubinstein!" Jetzt fragte Rudi erst, wer die Gäste eigentlich wären, und er wunderte sich allerdings, daß dieser vierschrötige Athlet mit dem

ſchweren krummen Gange, als ob er eben erſt vom langen Ritte abgeſeſſen wäre, Rettich ſein ſollte, der Muſiker der kranken Nerven und verirrten Sinne, der lesbiſchen Krämpfe und hyſteriſchen Extaſen, der „verhetzten Wolluſt, welche weiß, daß ſie ſich erbrechen wird", wie Hanslick es neulich charakteriſierte. Den hätte er ſich freilich anders gedacht. Von ſeinen Orcheſterſtücken, ‚Salambo' und ‚Fredegonde', die er auf dem Zettel zum Entſetzen der geſamten Zunft „Seelenſtudien" hieß, war eben in allen Zeitungen viel Lärm und die Fanatiker des Wagner-Vereins, die ſchon lange einen überſchüſſigen Enthuſiasmus zu placieren hatten, verkündeten ihn als den größten Klaviervirtuoſen aller Zeiten, als Entdecker und Schöpfer des modernen Klavierſpieles. Rudi verſtand und kümmerte ſich nicht viel um Muſik; nur um Hempel ein bischen zu ärgern, meinte er: Rettich hätte aber doch überall die allergrößten Erfolge. Da wieherte Hempel in der ſchrillſten Fiſtel ſeiner verſchlemmten, fetten und ſchleimigen Stimme, die ſich an die Worte klebte und ſie zähe piken hielt: „Er — folge! er hat Er — f — folge! hi, hi! Nächſtens wird einer mit der Naſe ſpielen oder mit den Stockzähnen — der wird auch Erf — f — folge haben!" Und er pfiff ſeinen ganzen Grimm in das dreimal geſtrichene f. „Nämlich warum? Nämlich warum? Weil es ſchwer iſt — ſchwär, ſchwä — är — ſonſt verſteht ja das Geſindel nichts mehr und die Wagnerianer, ſeit ſie von Wagner abgefallen ſind, ſchon gar nicht, gar nicht, gar nicht!" Und er rülpſte gegen die fahnenflüchtigen, treuloſen Verräter, die den

heiligen Namen schändeten und entehrten, und gegen Mela, die durchaus die „Prinzessin Mathilde vom Grund“ spielen möchte, mit dem Udel als Flaubert und dem Julius Löwy als Goncourt, und gegen Rettich, der überhaupt gar kein Künstler, sondern ein Akrobat sei, ein musikalischer Jagendorfer, mit seinem symphonischen Praterschwindel für die Dummen vom Lande.

Rudi betrachtete Rettich, sein braunes gewettertes Frei-Luft-Gesicht mit den harten, blauen Augen, von jenem hellen Blau des Himmels, auf dem, wenn Sturm ihn ausgefegt hat, noch der schimmernde Kuß des Regens liegt; die bäurische Gesundheit seines knochengroben, muskeligen Leibes; seine breiten, langsamen, schwerfälligen Gesten wie eines Lastträgers. Man hätte ihn für einen Junker vom Lande gehalten, der von rechtswegen in hohe Wasserstiefel gehörte. Indem er ihn so nachdenklich musterte, blieb sein Blick auf einmal an dem anderen, dem Gecken mit den Generalsstreifen an der weiten Hose. Den kannte er doch irgendwo her! Den mußte er doch schon einmal irgendwo — nicht hier, sondern .... aber da verlor es sich wieder .... Irgendwo, weit weg und er mochte damals auch etwas anders gewesen sein. Aber diese Mischung von Anmut, Bummelei und Frechheit .... mit diesem undefinierbaren Accent von Nachtcafé in jeder Geste — den kannte er ganz gewiß! Er konnte sich nur nicht gleich entsinnen. Hempel wußte nichts, als daß es wieder „so ein Pariser Modekerl“ war, von Pierre Loti empfohlen — da konnte man es sich schon bei-

läufig denken, aber er kümmerte ſich nicht; er hatte „an dem Rettich ſchon ganz genug“. Wenn er ihn nur deutlicher geſehen hätte!

Es dämmerte jetzt in ſeinem Gedächtnis. Die Kreiſe, in denen er ſuchte, verengerten und näherten ſich. Damals bei der Weltausſtellung . . . Chat noir . . . Divan japonais . . . . ſo da herum, in der Gegend von Montmartre; aber es entwiſchte ihm doch immer wieder, wenn er es ſchon zu greifen glaubte. Das Einfachſte war: er ging nach der Loge; er durfte ja auch nicht länger zögern, ſonſt konnte ſich Mela noch ernſtlich erzürnen. Und er mußte doch auch endlich mit Margit beginnen.

Wie er die drei ſchmalen Stufen empor in die Loge trat, behutſam durch das Gewühl der bunten Schätze, welche die ausgelaſſene Bricabracomanie der Baronin hier zuſammendrängte, da erkannte er, bevor noch Mela vorſtellend den Namen ſagen konnte, den Maler gleich und ſie ſtreckten ſich verblüfft die Hände entgegen, mit dem erſtaunten Rufe: „Ja, was machſt denn Du da?“ Das war ja Cadi, der närriſche Cadi vom Boulevard Arago, jetzt freilich der berühmte Cadi, der auf den Auktionen die tollſten Preiſe gewann, die neueſte tocade du jour von Paris, die Ehrenmedaille des letzten Salon. Das hätte ſich allerdings damals keiner träumen laſſen, in ihren wilden Tagen des quartier latin, in jenem bedenklichen, aus Studenten, Künſtlern und verdächtigem Geweibſe kunterbunt vermiſchtem Hotel Boul Mich, wo nur Menſchen und Dinge des zwanzigſten Jahrhunderts waren, Symboliſten,

Dekadenten, Impreſſioniſten, Intentioniſten, Luminiſten, Buddhiſten, Spiritiſten, Magier und Wagnerianer, die ganze Kandidatenliſte der Akademie von morgen. Da gebot Cadi als grimmiger Häuptling und Tyrann, der raſtloſe Farceur und Noctambule, der damals ſeine Bilder, wenn einmal eines fertig wurde, noch ganz beſcheiden Charles Fiſcher zeichnete und entſchieden das luſtigſte Original der ganzen Menagerie war, ein koſtbares Prachtexemplar von Kunſtzigeuner fin de siècle, in dem die romantiſche Tradition nach Murger und Gavarni, der Ehrgeiz des Ausländers auf Pariſianismus und die Wieneriſche Bummelei eine heilloſe Verwirrung gaben. Damals hätte freilich jeder geſchworen, daß er in der Boheme verderben würde, zu einem von den ohnmächtigen Kaffeehauskünſtlern, die einmal eine Zukunft gehabt haben; er nannte ſelber gerne L'oeuvre ſeine Biographie — und ganz beſonders ſeit dem albernen Verhältnis mit Fifi, einem lieben herzigen nur etwas dummen Kinde, das er durchaus zum Baudelairiſchen Ungeheuer, zu einer tötlichen Kleopatra der Decadence ſtyliſieren wollte, bis das arme Ding richtig zuletzt die Geduld verlor und mit irgend einem häßlichen Kröſus der Börſe davonlief — eine lange, widerliche, für den Unbeteiligten einfach burleske Geſchichte. Da kam der niedlichen Griſette, die über Nacht zur großen Kokotte geworden, plötzlich die launige Idee, das üppige Hotel, welches ihr der „Affe" quartier Monceaux baute, mit Bildern des erſten Geliebten zu ſchmücken, und von dieſem Tage war ſein Ruhm auf einen Schlag gemacht. Es gehörte in der Welt der

freien Liebe bald zur unerläßlichen Mode, einen echten Cadi im Alkoven zu haben und ſeine eiligſten Skizzen verkauften ſich in den amerikaniſcheſten Preiſen. Sein Name wurde die Etiquette, an der ſich das dessus du panier, die Ariſtokratie der Galanterie erkannte, wie das Coupé die Chimene des Trottoir von der hohen Marke ſcheidet. Das war im Herbſte nach der Expoſition, gerade als Rudi Paris ſüdwärts verließ und durch Spanien nach Marocco ging; aber er konnte in den Blättern von Woche zu Woche deutlich verfolgen, wie Cadi mit einem geſchäftlichen Tacte, den niemand an ihm vermutet hätte, das Glück beim Schopfe zu halten und auszubeuten wußte: er war der Held von tauſend Anekdoten des „Gil Blas"; der alte Banville ſang an ihn im „Echo" ein buntes und barockes Madrigal; Armand Silveſtre widmete ihm ſeine hinterhältigſten Geſchichten; zwei Oberprieſterinnen der Folies bergères ohrfeigten ſich um ihn auf offener Szene; von den Maskenbällen ſeines neuen Ateliers Avenue de Villiers wurde acht Tage lang in allen Cabarets der großen Bicherie geſchwärmt; und dann das famoſe Duell mit dem geiſtreichen Spötter der Vie parisienne, der ihn einen „Ungarn von Geburt, aber naturaliſierten Griechen der Malerei" geheißen hatte; und gleich darauf wurde ihm die Ehre in einem internationalen Scheidungsſkandal an der Seite königlicher Prinzen zu prangen. Er malte jetzt auch ganz anders. Er lauſchte nicht mehr nach der heimlichen Sehnſucht ſeiner tiefen Triebe. Er fügte ſich in den Geſchmack der Menge. Und wenn ſeine Mache auch immer noch den raffinierten Künſtler

verraten mochte, der nach neuen Formen unverkündeter Gefühle rang, so wußte er das jetzt wenigstens so geschickt hinter der aufdringlichen Banalität seiner Vorwürfe zu verstecken, daß man es ihm nicht weiter verargte. Seine „Masseuse", eine derbe bäurische Lorraine, welche die zerbrechlich feinen Glieder einer eben dem rauchenden Bade entstiegenen Modeschönheit walkt, und sein „Damenkrieg", ein assaut von Fechterinnen, hing in allen Fenstern. Die Wiener Regierung hatte für das kunsthistorische Museum, das den nächsten Herbst eröffnet werden sollte, einen Plafond bestellt.

Nun schwelgten die Beiden in Erinnerungen und tauschten Kunde von entschwundenen Menschen und Dingen und Mela amüsierte sich sehr, wie sich ihnen jeden Augenblick eine Frage, eine Geschichte auf die Lippen drängte, die sie gleich wieder verschlucken mußten, weil sie hier denn doch nicht gut möglich war. Cadi prasselte von Geist und Witz und beschwor aus versunkener Jugend tausend lose Kobolde herauf, während Lederer die Stichworte gab und von Zeit zu Zeit ein „Hölzel warf". Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf: „Und dann klagen sie aber über ihre Nerven und man wundert sich, woher die vielen Narren kommen!"

Nun horchte und forschte Lederer aufmerksam, wie viel wohl eigentlich das neue Schicksal an dem Freunde verändert haben mochte, einst Deutliches verwischend und geheime Keime entwickelnd. Aber er schien im Grunde noch durchaus der alte; nur ein bischen manierlicher, weltmännischer und blasierter war er geworden. Die flatternden Maschen, der verschossene Sammt, die zer-

rauften Locken waren weg. Er ſah nicht mehr wie ein Friſeur aus, der am Sonntag Künſtler ſcheinen möchte. Er kokettierte nicht mehr mit billigen Extravaganzen. Und dann hatte jetzt alles, was damals an ſeiner Art nur erſt weich und leiſe angedeutet und ihm ſelber unbewußt war — das alles hatte jetzt viel entſchiedenere Töne, wie wenn jedem Zuge raſch noch einmal mit einem Druck des Daumens nachgeholfen worden wäre: die ungezogene Anmut von abſynthener Verve, das treuherzig kindliche und vertrauliche des „guten Kerls", jene herbe Melancholie des Laſters in den fahlen Furchen um den müden Mund, das freche Spöttiſche und Raufluſtige an ſeinen unbekümmerten, gefliſſentlich ungenierten Geſten und Reden, und in dem ſchiefen, entkleidenden, eintauchenden Blick, in den leiſen wie hinter leichten Flor gehüllten Tönen eine tiefe heimliche Verdorbenheit, die wie ein zäher ſüßlicher Parfum die Sinne ſtachelte und kitzelte und reizte. Das alles war jetzt noch eindringlicher und lauter. Er war ganz wie damals, aber er wußte es jetzt, gab ſich Rechenſchaft und wollte es mit Fleiß.

Auf einmal fiel Rudi ein, daß er ja ganz auf Margit vergaß. Er hatte ſie kaum mit raſchen Worten flüchtig begrüßt und ſollte doch . . . . ja aber jetzt konnte er doch nicht plötzlich mitten in die leichtſinnige Blague hinein . . . . . das hatte er wieder einmal ſchön dumm angefangen! Aber jetzt war es wirklich nicht möglich. Sie ſchien, wie ſie jetzt ſchlaff im Seſſel lag, mit den weichen ſanften Linien, die ihrer Haltung eigen waren, den Leib nach der einen, das Köpfchen auf die

andere Seite geneigt, was am Halſe ſo liebe Schatten gab — ſie ſchien jetzt ganz bei den Geſchichten und Scherzen Cadis. Nein es ging entſchieden nicht; er mußte warten.

Während die Baronin und Rettich an das Piano traten und Mela behutſam ihre Geige aus dem ſchweren Kaſten nahm, greifend prüfte und ſtimmte, rückte Rudi an das Geländer, daß er alle deſto beſſer überſchauen könnte, die Spieler und die Hörer, unten und in der Loge. Um die Muſik war ihm nicht beſonders. Aber er beobachtete gern, welche Mienen ſie begleiteten; man konnte da manchmal ganz Unvermutetes überraſchen; er nannte es ſein Privatiſſimum der Phyſiognomik.

Es ſtimmte. Mela ſetzte die Geige ab, ſtemmte ſie an die Hüfte und nickte fragend Rettich zu: „Geh'n wir's an?“ Rettich neigte ſich leicht, warf mit einer ſchlenkernden Geſte die Manſchetten zurück und ſchlug in die Taſten; rings verſtummten die Reden.

Sie ſpielten die ‚Carmen doloroſa‘ von Rettich. Es war in ſpaniſchen Motiven, aus alten Tänzen und Sängen der Andaluſen geholt, wieder ſein ewiges Thema: das Leid des Laſters, die ſchmerzlichen Schlüſſe der Liebe, der Haß und die Qual der Wolluſt, wo ſie verendet. Er arbeitete ſehr gelaſſen auf den Taſten, mit einem harten Zuge ſtarrer Energie um das mächtige, etwas vorgeſchobene Kinn, wie er Meiſterſchützen oft gehört, kalt und unbeweglich in der Miene, manchmal, wenn er eine beſonders ſchwierige Paſſage zwang, die großen weißen Zähne ein wenig zeigend, mit der faden ſelbſtgefälligen Koketterie eines Springers nach dem

Saltomortale. Mela hätte ein Tauber gehört: so greiflich sah man ihren Leib entlang die Töne rascheln; zwar ihre Miene, unter den steifen immer ein wenig pedantischen Augen, regte sich kaum, aber die schmalen hastigen Finger am Griffe der Geige, bald wie gierige Schlangenzungen ausgestreckt, bald übereinander enge verkrampft, sagten die Seele jeder Note; dazwischen hatte sie, in den Pausen, eine liebe Geberde, indem sie, während die Lippen zählend sich leise bewegten, mit dem kleinen Finger der Rechten gern ihr Näschen bedächtig schabte, daß der Bogen schief an das Ohr zu streifen kam, und auch die schmale Falte am Kinn, wenn sie die Geige anlegte, gab ihr in allem Taumel und Tumult der Sinne, der aus den Saiten rauchte, immer was Kindliches, Herziges und Neckisches. Seltsam war Margit: wie sie erst, so lange die heimliche Werbung flüsterte, das müde Köpfchen mit gesunkenen Lidern gleichsam in die weichen Töne legte und von den scheuen Schmeicheleien wiegen ließ, aber plötzlich, als am Ende die Leidenschaft sich frech und wüst bekannte, mit einem hastigen Rucke jäh und starr sich gleichsam zur Wehre setzte, Ekel und namenlose Angst und wie vor unbekannter, tötlicher Gefahr einen Notschrei in der gepeinigten Miene — aber vielleicht bildete sich Rudi das auch bloß ein und diese grellen Fetzen von arabischem Geheul konnten eine Kranke wohl nervöse machen.

Cadi posierte Blasiertheit, augenscheinlich bloß mit seinen Fingernägeln beschäftigt, die er in unablässig verliebtem Eifer betrachtete und verglich. Hempel be-

mühte sich das Spiel der Hausfrau zu bewundern und doch auch gegen die Verwilderung des Geschmackes in der ganzen neuen Musik eindringlich zu protestieren und auf seiner Miene den Geist des erzürnten Wagner zu zeigen. Der Baron, die müden von vielen Genüssen zerfolterten Lippen lüstern auf, schlürfte langsam jeden Ton wie die Blume eines seltenen Schnapses, einer Havanna, die betäubt. Redl war sehr verlegen, weil er die Theeschale schon nicht länger halten mochte und sich doch nicht getraute, aufzustehen und nach dem Kamine zu gehen, um sie niederzusetzen; er hatte Angst, daß jemand seine Angst bemerken und verlachen könnte. Die stille blasse Emmy blieb regungslos und kalt; nur manchmal huschte es wie ein leiser Schimmer von Spott und Mitleid an ihren schmalen, dünnen Lippen vorbei und Rudi mußte wieder denken, daß wir davon, wie viel einer auch erlebe und erfahre, doch alle zusammen nichts wissen, wie es in einem solchen winzigen Gehirn eines jungen Mädchens wohl eigentlich aussehen mag.

Rettich spielte dann noch eine Fantasie über die deutschen Reigen von Moskovski und Emmy sang mit ihrer kleinen hellen Stimme, in der es mehr ein rhythmisches Sagen war, Lieder von Hugo Wolf und Goldschmidt. Dazwischen kam Toni Habinger angekeucht, verspätet und atemlos wie immer, mit tausend Entschuldigungen und tausend wichtigen Nachrichten für jeden: für Mela eine Mappe mit Zeichnungen aus Blois und Amboise, für Lederer einen Sitz zur Premiere des „Verlorenen Paradieses", was der vergeßliche Brummler sich niemals allein besorgen konnte,

für den Baron, dem er wieder einmal eine leidige Weibergeschichte ordnete, eine tröstliche Quittung, daß sie in der nächsten Woche Wien verlassen würde. Habinger war der Vertraute der alten klassischen Tragödie. Er kannte sonst keine Freude, als anderen Freude zu bereiten. Es gab niemanden, dem er nicht einmal einen schwierigen Dienst geleistet, oder aus einer schlimmen Verlegenheit geholfen hätte. Er lebte nur für die anderen. Niemals sah man ihn rasten und behaglich verweilen, weil er immer schon wieder wo anders sein mußte. Er blitzte nur wie ein Wirbelwind von Haus zu Haus, richtete seine Aufträge aus und war schon wieder verschwunden. Man hieß ihn den roten Toni, weil seine kurzen und dünnen Haare und der hängende Schnauzbart à la Haynau in dem fahlen, verwischten, weißlich-grauen Alt-Weibergesicht wie der biblische Dornbusch flammten. Man hielt ihn nach den unzähligen Falten und Runzeln bis in die Ohren hinein und den schweren grauen Taschen unter den Augen, während seine Bewegungen noch sehr jugendliche schienen, für einen Dreißiger, den Ausschweifungen oder Krankheit vor der Zeit gealtert haben mochten, aber er war schon über die fünfzig. Er hatte was Geschmeidiges, Nachgiebiges und Veränderliches: er sprach unwillkürlich mit einem jeden in seinem Ton, behielt seine Lieblingsworte und brachte ihm die Anschauungen, die er ihm genehm vermutete oder wußte. Mochten sie ihn immerhin einen Kalfakter nennen — er konnte sich nicht helfen: er hatte keine andere Leidenschaft, als sich gefällig und beliebt zu machen.

Mit ihm kamen die Brüder Zwielicht. Der ältere, mit dem ausrasierten Kinn und dem wie angeklebten strohgelben Zahlkellnerbarte an den fetten, schuppigen, weißlich-gleißenden Wangen, war Advokat; der jüngere, mit der ungeheueren Glatze, unter welcher die kleinen und unfertigen Züge des engen und kurzen Gesichtes völlig verschwanden, nannte sich einen Privatgelehrten; er schrieb seit fünfzehn Jahren an einer Geschichte der Holkischen Jäger, auf die er sich an der Universität habilitieren wollte, vier Bände waren vorläufig erschienen. Man fand die Beiden immer zusammen. Sie wohnten zusammen, speisten zusammen, spazierten zusammen und abends sah man sie täglich, den einen aus seinem Bureau, den anderen aus der Hofbibliothek, atemlos nach ihrem Café rennen, mit der hastigen ängstlich aufgeregten Frage schon auf der Schwelle: „War mein Bruder nicht hier?"; und stundenlang saßen sie dann in der Ecke und hatten sich unermüdlich zu erzählen. In Gesellschaft verzogen sie sich bald nach irgend einem verborgenen Winkel und berieten sehr eifrig, wie alte Freunde, die sich viele Jahre nicht gesehen und sich lange Schicksale zu sagen haben; und wenn sich einer schon einmal entschloß, auch einmal mit einem andern zu reden, so geschah es nur, um vor ihm die Bedeutung und Vortrefflichkeit des Bruders zu rühmen.

Als Rudi Margit den Arm gab, um sie zu Tische zu führen, nahm er sich einen Rand und erleichterte sein Herz. Wenn er erst warten wollte, bis sich eine schickliche Gelegenheit fand, dann kam er überhaupt zu garnichts; er mußte ein bischen „antauchen". Und

ganz unvermittelt brüsk aus einem Satze über Musik weg sagte er darum in gedrängten, vollen Worten dreist heraus, was er auf der Seele hatte — seinen tiefen Kummer um Eugen . . . und ob er einstweilen ihr Freund werden dürfte, ein aufrichtiger und ehrlicher Freund ohne Hintergedanken, der wunschlos und geduldig in der Ecke ihres Winkes gewärtig und immer zur Hand wäre, wenn sie nach Rat und Hilfe begehrte — man konnte ja nie wissen, was einem noch alles passierte. Er meinte es in diesem Augenblick sehr treu und war von seiner reinen Gesinnung selber so gerührt, daß ihm fast die Thränen kamen und die Stimme brach. Sie musterte ihn eine Weile aus ihren tiefen, wie eben erst erstaunt aus fernen Träumen tauchenden Augen; dann, mit einer schlaffen faltigen Geberde, streckte sie ihm die Hand hin, treuherzig und schlicht: „Also auf gute Kameradschaft!" Da wollte es ihn, wie ihre Gläser klangen, auf einmal scheinen, daß eine entbehrliche Koketterie in ihrem Blick gemischt war, und er dachte, daß er vielleicht vernünftiger gethan hätte, nicht gleich gar so sentimental zu beginnen — „es war dumm, es wird mir den Uebergang erschweren, später." Und jetzt bemerkte er auch erst, daß die strenge Trauer ihres schwarzen Kleides in schwerem, altem Moiré eigentlich garnicht so traurig, sondern durch eine listige Ordnung köstlicher Points heimtückisch erheitert war. Und nun wußte er schon garnicht mehr, welchen Ton er mit ihr nehmen sollte.

Das Gespräch wollte nicht gleich flüssig werden. Die beiden konnten doch nicht immer aus dem quartier

latin erzählen; auch paßte es Lederer nicht, vor Margit gar zu sehr als Sausewind und Lumperl zu erscheinen, und Cadi fühlte sich neben der stillen, blassen Emmy ungemütlich — so holländische Plein-Air-Seelen waren nicht sein Stil. Redlich widmete sich eifrig dem Essen, mit einer für die Küche sehr schmeichelhaften Andacht. Der Baron, der gerne die Schwiegermama ein bischen reizte, behauptete ein sträfliches Verhältnis zwischen ihr, Hempel und Seeliger — „ein unheimlich magisches Dreieck von verirrter Liebe . . . Schon direkt pathologisch, eigentlich Ihr Fall, Sie könnten da schöne Studien machen". sagte er zu Redl, der dankend errötete. Mela war ruhelos um Margit bemüht, legte ihr vor und fütterte sie wie ein verzogenes Kind. Seeliger murmelte noch immer Rezepte. Die Brüder Zwielicht tuschelten heimlich zusammen.

Rettich bat um Wasser; er trank weder Bier noch Wein noch Kaffee oder Thee, er rauchte auch nicht; er verschmähte alle künstlichen Reize. Cadi natürlich verteidigte les paradis artificiels und pries in frechen Paradoxen Aether, Cocain und Haschisch: „die Kunst der Zukunft wird eine morphinistische sein oder sie wird überhaupt nicht sein!" Aber er hatte auf dem Grunde seiner Worte einen verräterischen Aufsitzerton, daß ihm niemand widersprechen mochte.

Mela meinte zu Rettich: „Das giebt sich mit der Zeit. Wenn Sie nur erst eine Weile in Wien sind, werden Sie sich das Trinken schon angewöhnen. Bei uns lernt man alle Laster."

„In den acht Tagen, die ich noch bleibe, wär das doch ein bischen schwer."

„Sie wollen schon wieder fort?"

„Ich geh' jetzt noch vierzehn Tage nach Berlin und auf fünf Konzerte nach Petersburg — und dann sieht und hört man wenigstens ein Jahr lang wieder nichts von mir. Ich halte es in den großen Städten nicht aus — ja gewiß alles sehr schön und anregend und man lernt eine ganze Menge, aber ich glaub', in sechs Monaten wär' mein ganzes Talent weg." Und er erzählte, daß er sich in seiner kärntnerischen Heimat angekauft — ein großes einsames Gut, ein paar Stunden von Friesach; da wollte er nun wieder reiten, jagen und radfahren und nur seiner Wirtschaft leben. Die Oekonomie war seine Passion.

„Sonderbar", sagte Lederer nachdenklich. „Gerade von dem Musiker der Decadence, der verstörten Nerven ... man sollte meinen —"

„Aber das habe ich doch alles in mir. Dazu brauche ich nichts von außen. Es würde mich vielmehr bloß verwirren, ängstigen —"

„Und die Pose Tolstoi ist auch gerade sehr beliebt. Weltflucht, Einsamkeit, Natur — eine ausgezeichnete und nicht einmal kostspielige Reklame!"

Rettich sah verwundert zu Cadi auf und zuckte gelassen die Achseln, ohne ein Wort zu erwidern. Cadi war ärgerlich und nervöse; er hatte das Bedürfnis, mit jemandem anzubinden, und fand kein Opfer. Er ließ es seine Nachbarin durch allerhand burschikose Späße entgelten: „Wenn ich einmal die Göttin des Cacao malen

werde, müssen Sie mir sitzen mein Fräulein! Sie haben so etwas Beschwichtigendes, Beruhigendes, Einlullendes für die Nerven." Aber Emmy antwortete ganz ruhig: „Da müssen Sie ja sehr froh und glücklich sein, daß Sie mich gefunden haben. Niemand kann das nötiger haben, ein bischen abgedämpft zu werden, als gerade Sie."

Mela wollte Rettich bekehren: „Ihre Angst ist wirklich ganz thöricht — unser Leben ist gar nicht so gefährlich wie Sie sich das einreden. Und wir hätten so schöne Sachen zusammen gemacht! Wenn man sich erst ein bischen kennt, dann spielt man doch noch ganz anders!"

„Bei Ihnen wird überhaupt viel Kunst getrieben, Baronin?" Es schien ganz harmlos und verbindlich, wie Cadi das fragte, aber Mela hörte einen leisen Klang von Spott dazwischen, wie man in den Ateliers mit dem Herrn aus der Provinz spricht, der ja vielleicht am Ende was kauft . . . da müssen die ehrbaren Meinungen und Reden herausgehängt werden. Sie guckte ihn eine Weile forschend an, um sich an seiner Miene zu versichern, wie es eigentlich gemeint war; dann tippte sie mit dem kleinen Finger die Krumen von dem Tuche auf und räusperte sich wie zu einem Vortrage. „Na also! Da haben wir's!" sagte Lederer zu Margit. „Jetzt geht's wieder einmal los! Passen Sie nur auf! Es wird gleich kommen."

„Mir ist das gerade so zuwider wie Ihnen. Sie können mir getrost glauben — fragen Sie nur einmal bei meinen Freunden herum! Der Name und die Sache sind mir gleich zuwider. Nein — nicht Kunst treiben,

als ein Intermezzo in das Leben fügen, um sich die Nerven für eine Viertelstunde zu montieren; sondern das ganze Leben überhaupt in Kunst verwandeln, bis jede andere Spur daraus entwichen ist. Das möchte ich."

Mela sagte das sehr eifrig auf, wichtiger und feierlicher, als es sonst ihre Art war, wie ein Sprüchel, dem man eine besondere Kraft glaubt.

„Ja, das sagen die Dilettanten meistens!" Cadi blickte so lustig und gemütlich dazu, daß man wirklich nicht böse werden konnte; es war offenbar nur die Freude an der Bosheit, am Streite und am Widerspruch; er wollte sie sicherlich nicht kränken.

„Und was sagen denn Künstler?"

„Die Künstler — mein Gott, was so die gemeinen Künstler ohne Nimbus sind, die bekennen ganz ehrlich: die Kunst ist ein Gewerbe wie die anderen auch, das auf Bestellung Waren liefert, mehr oder minder verkäufliche Waren, je nach der Arbeit der Firma. La Bruyère, der vielleicht doch auch etwas davon verstand, hat gesagt: c'est un métier de faire un livre, comme de faire une pendule — und das gilt von den Bildern und von den Tönen ganz genau ebenso. Das „Kunst Leben" ist ja wahrscheinlich eine sehr hübsche und erfreuliche Sache, aber mit der Kunst und den Künstlern, wie sie sich nun einmal geschichtlich entwickelt haben, hat es garnichts zu thun und meistens wird es wohl auch bloß eine schöne Ausrede der ratés sein."

Nun hob Mela langsam ihren ernsten, steifgestielten, spröde verhaltenen Blick auf ihn: „Und haben Sie diese ratés denn noch niemals beneidet? Haben Sie niemals

den Ulrik Brendel beneidet, um die gewiſſen ſchönſten Bücher, die er — nicht geſchrieben hat? Das heißt ... pardon, ich meine nur, weil wir ſchon einmal davon ſprechen ..." Sie verwirrte ſich ein wenig und zauderte, ängſtlich, daß es unzart werden möchte.

Es wurde einen Moment ganz ſtille um den Tiſch. Cadi ſah auf die Baronin und antwortete nicht gleich. Dann ſagte er einfach und herzlich und jeder Spott war aus ſeinem Tone gelöſcht: „Bitte, erzählen Sie uns noch ein biſſel mehr davon ... wie Sie es ſich denken."

„Ja freilich! Ich bin ſo ſchon überall in Verruf, weil ich von nichts anderem mehr rede."

Und Rettich, erſtaunt, nachdenklich und neugierig, rekapitulierte: „Alſo von den Werken ſelbſt halten Sie dann eigentlich nicht viel?"

„Von den Werken an ſich, losgelöſt vom Künſtler, gar nichts — nur der Menſch, der in ihnen ſteckt, wirkt auf mich. Wenn der Künſtler ſie braucht, um an ihnen uud durch ſie eine Stimmung kräftiger, deutlicher und bewußter zu genießen — dagegen habe ich garnichts! Aber nur als Mittel der Stimmung laſſe ich ſie gelten ... und meinetwegen auch zum Aufbewahren der Stimmung wie in Spiritus — als Zeichen, durch welche man abgeſchiedene Siimmungen nach Belieben immer wieder auferwecken kann. Sonſt bedeuten ſie mir garnichts."

„Alſo natürlich auch nur für den Künſtler ſelbſt — nicht für die Anderen?"

„Nur für den Künſtler ſelbſt — gewiß! Das Werk geht niemanden als ſeinen Schöpfer an."

„Und nur, um sich desto gründlicher zu exaltieren — also eigentlich genau dasselbe wie Cocain und Haschisch."

„Nein, exaltieren möchte ich lieber nicht sagen ... weil es ja vielmehr anhalten und zu unverwindlicher Gewohnheit werden soll. Mit den kühnen Flügen kommt nicht viel heraus ... wo wir freilich eine Weile in sehr schöne Reinheiten echappieren, aber die Herrlichkeit dauert meistens nicht lange. Nein, sondern die langsame Entfernung von der Erde, das langsame Steigen ins Künstliche, die langsame Ueberwindung des Tieres, das wir ja niemals ertöten, aber mit uns aufwärts ziehen und für die milderen Striche zähmen können ..... bis die gemeine Natur ganz abgestreift ist und alles am Ende in Schönheit geschieht."

„Die reine Hedda Gabler", sagte Lederer. „Man könnt' sich ordentlich fürchten."

„Nur daß die verehrte Dame in Schönheit sterben will, während es mir vorläufig noch gar sehr um das Leben zu thun ist."

Und Cadi, scheinheilig entsetzt, mit anklägerischer Strenge: „Und so möchten Sie unserer ganzen Kunst, die bis jetzt immer eine so ernsthafte Schulangelegenheit gewesen, alle Würde und Ehrbarkeit nehmen und sie soll Ihnen bloß zur Förderung der Wollust dienen, sozusagen! O welch' ein Abgrund von Verderbnis!"

„Bloß zur Förderung der Wollust — das sagt sehr gut, wie ich es eigentlich meine. Jener feineren, zarteren und auserlesenen Wollust, die aus dem Geiste der Nerven kommt."

„Und der Künſtler wäre dann nichts mehr als eine beſonders bevorzugte Gattung von Wüſtling.“

Sie lachten und der Baron rief herauf: „Na, Ihr ſcheint ja auch ſchon recht nette Geſpräche zu führen! Und dann redet man über die Männer!“ Und mit einer ſchauſpieleriſch-würdigen, pathetiſchen Geberde drohte er ſtrenge.

Mela lächelte, mit jenem heimlichen inneren Lachen der Hohenfels, das ihre ſchmalen, dünnen Lippen kaum leiſe wellte; es war nur wie ein eilig wieder verhuſchender Schimmer aus ihrer weißen Seele herauf. Sie ſagte vergnügt: „Das Wort gefällt mir. Wüſtling — das klingt furchtbar nett. Wir wollen einen Bund der Wüſtlinge ſchließen.“

Rettich ſchüttelte den Kopf. Er war ganz verdutzt. „Das hätte ich mir niemals träumen laſſen, daß man die Kunſt und ihre Werke von dieſer Seite n[illegible]nen könnte.“

„Von welcher Seite nehmen Sie ſie denn eigentlich?“ fragte Lederer.

„Aufrichtig geſtanden: Von gar keiner. Ich habe darüber noch niemals nachgedacht. Ich bin ſehr froh, wenn mir was einfällt, und dann ſetz' ich mich halt hin und mach' es. Aber Vergnügen iſt das keines: Ich muß mich ſchrecklich plagen und atme ordentlich auf, wenn es glücklich vorbei iſt. Von Stimmung iſt gar keine Rede.“

Jetzt wurde Lederer lebhaft: „Unſereiner begreift ſowas einfach nicht . . . wie ein Künſtler ſowas nur ſagen kann! Ich bin ja kein Künſtler, ich darf ja da

vielleicht garnicht mitreden. Aber es widerſpricht ſo ſehr unſerm ganzen Gefühle, allen Vorſtellungen, die wir von der Kunſt haben —"

Cadi lachte: „Es wird ſich noch herausſtellen, daß die ſogenannten Künſtler von allen Menſchen am wenigſten Künſtler ſind."

„Ja, was iſt denn die Kunſt, was bleibt denn von ihr, wenn ſie nicht notwendig und frei aus der Seele des Künſtlers wächſt? Dann wird ja ein ganz gewöhnlicher Handwerker aus ihm, der ein paar Kniffe und Trüke gelernt hat, die am Ende mit einigem Fleiß jeder erwerben kann! Wo kommen wir denn dahin?" Und Lederer fuchtelte heftig.

Auch Margit meinte: „Das muß ich ſchon auch ſagen. Wenn das, was uns die Künſtler geben, nicht erlebt und gefühlt, ſondern ſo ganz kalt und gelaſſen mit Berechnung und Ueberlegen gemacht und heruntergearbeitet iſt, wie ein läſtiges Geſchäft, dann hört für mich die Kunſt überhaupt auf. Das würde mir jede Freude verderben, alle Illuſionen nehmen — der bloße Gedanke ſchon, wenn ich mir den Künſtler als einen ſimplen Fabrikanten von Schönheit vorſtellen ſoll."

„Wiſſen Sie, gnädige Frau, ich werde Ihnen was ſagen!" rief Cadi dazwiſchen. „Die Sache iſt ganz einfach die: Ich brauche jährlich ſo an die achtzigtauſend Franken ungefähr — das heißt alſo rund etwa zwei Dutzend Bilder; die muß ich leiſten, da giebt's keine Geſchichten; ich kann nicht warten, bis es der Stimmung gefällig iſt, bis irgend ein Erlebnis und Gefühl ſich aus der Seele löſt, bis es meiner Natur wieder einmal

beliebt, ihre Triebe zu einer unerläßlichen Gestalt zu sammeln — mein Wirt und mein Schneider warten auch nicht! Das klingt alles wunderschön, was uns die Baronin erzählt hat, aber nur Millionäre können sich diesen Luxus gestatten. Ich darf da wohl mitreden: ich war einmal ein Künstler im Stile der Baronin und es ist mir heute noch ein Rätsel, wie ich damals eigentlich nicht verhungert bin — fragen Sie Lederer!"

Niemand wußte gleich eine rechte Antwort. Rettich nickte nachdenklich: „Ja, ja — es ist sehr leicht über die Künstler zu reden; aber da muß einer schon von sehr gesunden Eltern sein, wenn er das Geschäft aushalten soll. Daran denkt man garnicht."

Mela schüttelte den Kopf: „Mit dem Streiten ist es sonderbar. Jeder meint eigentlich immer noch etwas Anderes, als er sagt, und wieder was Anderes hören die Anderen aus seinen Worten. Darauf richtet man dann seine Antwort ein, nicht so sehr gegen die Worte, die gesagt worden sind, als vielmehr immer gleich gegen die tiefere Meinung, die man hinter ihnen versteckt vermutet. Und endlich die Antwort auf diese Antwort geschieht wieder viel weniger zur Verteidigung der ersten Worte, als vielmehr zur Verteidigung des geheimen Sinnes, den man noch nebenbei hatte, und was jeder meint, bleibt von Allen ungesagt. So haben wir, während wir über ein Thema zu sprechen schienen, gleich über fünf oder sechs verschiedene gesprochen, jeder über das Seine und ohne die Anderen auch nur bemerken."

„Aber wenigstens haben wir einen schönen Namen, der Furore machen wird — das mit den Wüstlingen —"

„Brauchen wir nur noch ein würdiges Klublokal —."

„Und die Bewilligung von der Statthalterei."

Jetzt zerfaserte und verbröckelte sich das Gespräch. Lederer empfand es wie eine heimliche Auszeichnung, die mehr bedeutete, einen stillen Wink besonderer Gunst, daß Margit seine Partei genommen hatte; nun sollten aber seine Reden auch ihr allein gehören, die Anderen gingen ihn ja doch eigentlich garnichts an. Cadi stichelte auf die schlagfertige Baronin, der seine ungezogene, lustige und gewürzte Blague gefiel. Rettich erklärte Emmy die Bräuche und Gesetze der Gemüsezucht, welche Behandlungen die feineren Sorten verlangen. Redl schwärmte Hempel von der Polonaise Melas, ganz begeistert und verzückt, wie in milden, flachen Bügen die Watteaufalte zauberisch gerafft war, und, wenn sie sich regte oder hob, von der breiten Schleife hinten die hellen Bändchen leise flatterten, als würde sie von einem unsichtbaren Engelein kutschiert. Hempel, der bei Tische unnütze Reden lieber vermied, grunzte nur behaglich: „Ja — das ist freilich mit den feinsten Sacherln frisiert"; er hatte immer einen Vorrat Wienerischer Wendungen bereit, die seinen Reden pittoreske Schimmer geben sollten, ohne daß er sich erst um einen Gedanken anzustrengen brauchte.

Habinger erzählte von der armen Reserl; er kam eben aus dem Spital; es würde noch Wochen dauern, bis sie wieder tanzen könnte. — „Er hat sie dieses Mal fast tot gehaut."

„Wie denn — wer denn eigentlich?"

„Aber Straß natürlich — sie sind ja jetzt schon

bald zwei Jahre zusammen". Es klang mitleidig und verächtlich zugleich, wie Habinger das sagte, weil man solche Dinge doch weiß.

„Ein lieber Herr, wirklich — je mehr man von ihm hört", sagte Zwielicht, der Advokat.

„Unglaublich, wie gemeine Männer es giebt!" sagte Zwielicht, der Privatgelehrte.

Aber der Baron, eifrig besorgt, das Gespräch auf die richtige Achse zu bringen: „Ah, da muß ich schon bitten: die Weiber sind unglaublich. Es ist ihnen ja sonst nicht gut. Gerade diese Geschichte kenn' ich nun zufällig ganz genau — sie waren heuer in Franzensbad. Er haut sie und mißhandelt sie und betrügt sie hinten und vorn, wenn man das überhaupt noch betrügen nennen kann — und sie wird bloß täglich verliebter und verrückter auf ihn — obwohl sie garnichts von ihm hat, nicht einen Kreuzer, Hiebe müssen für die Weiber einen ganz eigenen Reiz besitzen, darauf fliegen sie alle."

Und er begann wieder einmal von den Geheimnissen des Weibes und der Liebe. Das war sein Steckenpferd. „In den Zwischenakten", sagte er gern, „die die Natur nun einmal über uns verhängt, ist das noch weitaus das Gescheidteste, wenn man wenigstens davon redet". Er war unerschöpflich an sentimentaler und erotischer Casuistik. Er fand immer neue Seiten an den alten und fand immer neue Probleme. Und sie schrieen und fehdeten gegen einander und ereiferten sich zu tollen Paradoxen — es war gut, daß Mela die Tafel aufhob und die Damen nach dem Musikzimmer kehrten.

Nun wurden Cigarren gereicht, ſchwarze, breite unförmliche Havannas, „Pfoſten“ hieß ſie der Baron, und Mela nahm eine winzige, ſehr zierlich in Silber gemeißelte Pfeife, japaniſcher Arbeit, mit langen ſchmalen Strähnen blonden Kirs. Rettich träumte leiſe über die Taſten, in weichen ſchmeichleriſchen Griffen, heimliche Klagen und verzagte Hoffnungen, matte aus den Nerven getauchte und gleich entglittene Geſtalten, halbe kaum verratene ſchwankende Gefühle, ſeltſam, fraglich und verwiſcht, wie oft die Zungen weißer Orchideen, die auch zugleich grau und grün und roſa ſind. Bis Mela mit der Geige dazwiſchen rief, tiefe Fragen und ſelige Wünſche, für die er ſcheue Bitten und ferne Erinnerungen aus den Taſten gab, herüber und hinüber ein wunderliches Spiel verſchwiegener Rätſel. Margit lauſchte durſtig, das blaſſe ſanfte Köpfchen müde nach der Seite, die Linke läſſig in der Hüfte und die Andere loſe hinab vom Leibe weg, als fühlte ſie ſich ihm ganz fremd und unverbunden, von ſchwerer Sehnſucht vorgeneigt wie eine harrende Taube. Lederer, ans Klavier zurückgelehnt, den ſüßlichen und zähen Duft der Cigarette mit gierigen Nerven ſaugend, ſah durch das lichte Wellenſpiel der bunten Schimmer nach dem kleinen Salon: die üppige Portiere der ſchmalen Thüre war zurückgeſchlagen und aus hageren perlengrauen Kerzen glitten durch das einſame Gemach dünne blaſſe Fäden bläulich-ſchleieriger Dünſte, wie ſie vom grünen Monde herab auf den nächtigen Nixen des Makowsky liegen; aber tiefer noch, im letzten Zimmer am Ende der Flucht, wo ſich der Blick ſchon in ſchwarzen, ungeſtalteten Schatten vorlor,

schwirrte ein leiser roter Funke, wie ein verschlafenes Glühwürmchen.

Rettich griff in das Harmonium, Mela's Viole d'amour begleitend, aus Motiven der Cis-Moll Nocturne von Chopin, in schwülen üppigen Phantasien; Emmy sang eine brünstige Malaguena von leidenschaftlicher Demut:

„Deine Liebe ist wie der Stier,
sie folgt jedem Rufe,
meine ist wie der Stier,
sie bleibt am Platze —"

und endlich mußte Redl pfeifen. Redl war als Kunstpfeifer in Akkorden sehr gesucht, eine Spezialität von allererstem Range, und den reinen Terzen und Quinten seiner tongeübten Lippen horchten selbst die sprödesten Verächter seiner decadenten Reime mit williger Bewunderung — Hempel sogar ließ die kunstrichterliche Strenge. Es waren vertraute alte Gassenhauer, die er pfiff, von jener lasciven Sentimentalität, der kein Wiener widersteht:

„Das hat ka Goethe g'schrieben und a ka Schiller dicht" und

„das was nur a Weana, a weanerisches Bluat"

und er versäumte auch nicht, das zugehörige Gesicht verzückter Schwärmerei, wie eines leise angetrunkenen Deutschmeisters, wenn er patriotisch wird, strizzihaft zugleich und doch elegisch.

Cadi, der ihn bisher nicht beachtet hatte, stellte sich ihm vor und gratulierte ihm herzlich: „reizend — wirklich entzückend! Ihnen kann's nicht fehlen. Sie beißen sich selber durch. Ich will mir gleich morgen

Ihre Gedichte kaufen". Dann bummelte er mit Lederer, während sie Redl den Damen ließen, langsam von Gruppe zu Gruppe. „Gelt? Der versteht's! Der hat den gewissen Samowar großartig los, wie's in der Berliner Posse heißt, den Samowar vivre". Und er entwickelte ihm umständlich die sehr probate Psychologie des Redl, wie wunderlich und doch verträglich sie gemischt und wie hübsch alles in ihr verbunden war, den braven und herzensguten Jungen, der durchaus kein Pulver erfunden hatte, zuverlässig zu lancieren: „erstens ist er das Muster des unentbehrlichen jungen Mannes, wie ihn das gesellige Leben braucht — das ist schon unendlich viel wert. Bescheiden in seiner Ecke bis man ihn ruft — sehr bequem zu behandeln — antwortet nur wenn er gefragt wird — man braucht durchaus keine Geschichten mit ihm zu machen, keinerlei Aufwand an Geist oder Höflichkeit: als Dreizehnter wird er einfach fortgeschickt und er er führt sehr hübsch die gewissen Gouvernanten und entfernten Cousinen zu Tische, die sich die kritischeren Gäste nicht gefallen lassen — er sieht ganz gut aus, er tanzt ganz gut, er kennt alle Kartenspiele — kurz ein unbezahlbares Repusit für jede Hausfrau. Dazu kommt nun aber noch Nummer zwei: Denn das ist alles sehr schön, aber es ist noch immer kein Titel, um in die Gesellschaft einzudringen. Solcher verwendbaren jungen Leute stehen tausende draußen vor der Thür; man möchte sie sehr gern, aber man kann sie doch nicht von der Straße abfangen: dazu gehört irgend ein Titel. Dafür hat er nun seine Litteratur. Die Leute sind zwar alle entsetzt, aber der Mann hat

immerhin etwas geleiſtet. Und nun kommt drittens noch dieſes glückliche Geſchenk der Kunſtpfeiferei — das würde ja ganz allein ſchon genügen, Carriere zu machen. Auch iſt er ſehr fleißig — daß muß man ihm laſſen — und ungemein praktiſch — er kennt alle die gewiſſen kleinen Mittelchen, ohne die es nun einmal nicht geht: wenn heute im Tagblatt ſteht, Soiree beim Statthalter .... unter den Anweſenden auch Redl, der intereſſante Sänger der Sadismen, dann biſt Du ſicher, morgen ein Feuilleton von ihm zu finden, irgend ein harmloſes Feuilleton über nichts, das man in zwei Stunden hinſchmiert, aber der Mob ſagt: „Aha, das iſt der, und man merkt ſich den Namen!“

„Wenn es nur ein anderer Name wäre! Das iſt das einzige, was ihm noch ſchaden wird. So heißt man doch nicht!“

„Ah, bei uns in Wien! Wir vertragen ſehr viel —. — Uebrigens im Grunde wirklich ein rieſig guter Kerl — das darf man auch nicht vergeſſen. Mit ſeiner alten Mutter iſt er geradezu rührend — ich weiß das zufällig, wir ſind alte Bekannte, weil ſie früher im akademiſchen Gymnaſium Schaumrollen und Mohnkipfeln verkauft hat, bis voriges Jahr noch — jetzt hat ſie das nicht mehr nötig, ſeit ſeine Schweinereien ſo gut gehen.“

Sie kamen an Hempel vorüber, der über den Verfall der neueren Muſik deklamierte: „Alle dieſe Rettiche ſind bloß Heroſtratuſſe, weiter garnichts, ganz gemeine Heroſtratuſſe der Kunſt; aber die Fackel iſt naß und brennt nicht einmal ordentlich!“ Lederer drohte ihm

warnend: „Es wird Ihnen noch einmal ſehr ſchlecht gehen, wenn Sie ſich auf dem Rütli der Moderne ſolche Ketzereien erlauben!“

Sie gingen weiter und hörten nur noch das langgezoge, in ſchrille Pfiffe ausgeſtreckte Winſeln und Wimmern des Entrüſteten: „Rütli der Moderne Rü—ü—ütli!“

Cadi fragte: „Was iſt denn dieſer Herr Hempel eigentlich?“

„Ja — das iſt nicht ſo einfach zu ſagen — aber man könnte ihn die Löſung der ſozialen Frage nennen.“

„Ein ſehr gemütlicher Beruf — das möcht' ich gleich auch ſein!“

„Jawohl — die Löſung der ſozialen Frage! Mit einer ganz beſcheidenen Rente von ein paar lumpigen tauſend Gulden lebt er wie ein kleiner Millionär. Der einzige Menſch in Wien, der mir wirklich imponiert!“

„Aber wie macht man denn das — das möchte ich lernen!“

„Er iſt ein Freund Richard Wagners — das genügt. Es giebt zwar Leute, die behaupten, es ſei mit dieſer Freundſchaft garnicht ſo weit her — aber das ſind nur Verleumdungen. Ich weiß es aus guter Quelle: wie Wagner das erſte Mal in Wien war, noch als ganz armer Teufel, da hat er bei der Tante Hempels gewohnt und iſt ihr den Zins ſchuldig geblieben — na und davon lebt halt Hempel jetzt, künſtleriſch, geſellſchaftlich, finanziell und überhaupt in jeder Beziehung.“

Dann plauderten ſie von der Pariſer Zeit und Lederer fragte nach Fifi, der blonden, kleinen Griſette,

mit der Cadi sich damals herumgetrieben und herumgeschlagen hatte. „O — die hat sich damisch herausgemauſt! Sie ist jetzt in Petersburg, Theatre Michel, kaiserlich russische Hofschauspielerin — bitte!"

„Aber geh'! Das hät ich niemals, gedacht, daß sie Talent für die Bühne hat — offen gestanden."

„Du hast sie eben nie in Tricots gesehen!"

Sie kamen an Emmy vorbei und hörten die sanfte, scheue, flüsternde Stimme des Redl: „Ich habe da immer ein Gefühl, das mir sonst ganz unbekannt und fremd war. Mir ist neben ihnen so gut, so rein . . . Sie lösen alles Häßliche von meiner Seele und eine lange, versteckte, heimliche Läuterung wird frei. Ich kann Ihnen garnicht sagen, wie unendlich dankbar ich Ihnen bin!" Sie zwinkerten sich lustig zu.

Daneben predigte Habinger eindringlich und eifrig. Er wollte die Freunde für ein armes Mädchen interessieren, die Waise eines Generals, aus sehr guter Familie und ausgezeichnet erzogen, „aber wie das schon ist beim Militär: keinen Kreuzer Geld und das Kind ist in der größten Not und weiß nicht, was es anfangen soll. Nun hat sie sehr viel Talent zum Malen — wirklich ein ganz ungewöhnliches Talent, weit über den üblichen Dilettantismus hinaus. Also wenn sich ein paar Leute fänden, um sie vielleicht noch ein halbes Jahr ausbilden zu lassen und ihr über die Anfänge hinauszuhelfen.—"

Es war wenig Begeisterung für seinen Antrag.

„Malerin! Mein Gott, das ist heute so schwer — was malt heute nicht alles! Wenn da Eine nicht wirklich schon etwas ganz Außerordentliches ist — und

dann gehört erſt noch Glück und Protektion hinzu.“

„Aber was ſoll denn aus dem armen Mädel ſonſt werden? Es wäre wirklich ſchad' um ſie. Sie iſt ein ſo liebes, braves und herziges Geſchöpferl — und bildhübſch auch noch dazu! Ich hab' zufällig ihre Photographie mit. —“

Der Baron prüfte mit Kennerſchaft dieſe feinen, ſtillen, milden Züge; dann meinte er, daß man doch wirklich die Pflicht hätte, als Künſtler und als Menſch . . . und auch als Patriot — „ſelbſt wenn Habinger vielleicht ihr Talent ein biſſel übertreibt — es handelt ſich doch immer um das Kind eines tapferen Soldaten . . . und ſie hat wirklich ein reizendes Köpferl!“ Das Bild ging von einer Hand zur anderen und jeder ſtimmte dem Baron zu. Habinger ſetzte eine Liſte auf, zu welchen Beiträgen ſich jeder verpflichtete. „Aber Sie müſſen uns mit unſerm Schützling auch einmal bekannt machen — mit dem Geld allein iſt's nicht gethan, ſie wird auch ſonſt Rat und Hilfe brauchen. Wir könnten vielleicht nächſtens einmal ein kleines Souper arrangieren — zum Beiſpiel im Riedhof —“

Wie ſie wieder hinaufwanderten, nach der anderen Gruppe vor der Loge, um Mela herum, ſagte Cadi, indem er anhielt und auf Rettich wies: „Die Welt iſt zu verdreht — alles iſt gerade umgekehrt als es von rechtswegen eigentlich ſein müßte. Und da ſoll man ſich dann aber auskennen! Dieſer Rettich, den ſich jeder als ein Nervenbündel vorſtellt, ganz entkörpert und vergeiſtet, ein Netz von wirr verſchlungenen Senſationsdrähten — und dann ſchau Dir den Kerl an!

Die Natur hat doch gar kein Gefühl für Stil!"

„Wie gefällt Dir denn die Baronin?"

„Königin Mab — ich muß es schon den ganzen Abend denken — so zart, so lieblich, wie aus Blütenstaub gesponnen — man mag es garnicht glauben, daß das ein Geschöpf der Natur sein soll, der plumpen und gemeinen Natur, und nicht vielmehr das flüchtige Getändel eines heiteren Künstlertraumes . . . aber malerisch ist die andere eigentlich noch viel interessanter —"

„Margit?"

„Ja, weil sie jeden Moment das Gesicht wechselt und wie man sie endlich zu halten glaubt, schaut sie schon wieder ganz anders aus. Alles Mögliche ist da beieinander und durcheinander: Zigeunerin, Soubrette und femme du monde . . . und jede Partie gehört einer andern Rasse und einem andern Stil. Oben, der ganze erste Stock, unter den schlichten, glatten Flechten an den Schläfen, wo die einsame Perle aus dem schmalen Reif tropft — schau Dir das einmal an: die reine masque de tragédienne, wie sie sonst nur auf den heißen Erden blühen, vollkommen der Profilansatz der Arlesiennen. Aber dann auf einmal das freche Palmay-Naserl dazwischen und auf den lustigen Wangen die spitzbübischen Grübchen, die man doch eigentlich nur in einem Vaudeville haben darf. Und sogar die Lippen haben jede eine Extrawurst: die obere slavisch weich und rund, ein Ruf nach Küssen, die untere gerade, schmal und herb, daß man an Ibsen denken muß. Und alles jeden Moment wieder anders, immer bloß angedeutet und Ueberraschungen versteckend, eine leere Bühne,

auf der jeden Augenblick ein anderes Stück aufgestellt werden kann. Es muß fabelhaft schwer zu machen sein — aber es würde mich reizen."

„Was wirst Du denn eigentlich für's Museum machen?"

„Ich weiß noch nicht recht — irgend so einen allegorischen Schmarn . . . . . Wenn ich sie als Sommer malen möchte? Einen von jenen köstlichen, hellen Sommermorgen, die wie vom Frühling vergessen sind und doch in halben Ahnungen schon den schwülen Mittag und Gewitter tragen . . . . . a, malerisch ist diese österreichische Aristokratie doch das größe Wunder und Rätsel der Welt!"

Mela erzählte Rettich noch immer von ihrer Kunst, wie sie sich das vollkommene Leben in Schönheit dachte, „Und was glauben Sie, wer für mich darum der größte Künstler ist? Nicht bloß hier bei uns, sondern überhaupt heute in Europa unter allen, welche ich weiß. Hundertmal größer als die berühmten Macher von abgequälten und ausgetüftelten Werken, bei denen man doch höchstens das Gefühl hat: Herrgott, daß muß aber schwer sein. Also raten Sie: Wer?"

„Wenn Makart noch leben würde —"

„Ja, der gehörte auch zu uns. Dem waren auch die Bilder Nebensache: vor allem suchte er Erlebnisse von Schönheit. Ganz ebenso wie der König Ludwig. Aber die sind tot."

„Heute weiß ich niemand —"

„Als unsere Kaiserin! Die hat das größe Kunstwerk

geſchaffen: Ihr eigenes Leben, das wie ein Goetheſcher Traum iſt."

„Meiner Kunſt ſteht eigentlich der Kaiſer näher, der aus nichts die ſchönſte Stadt der Erde ſchuf. Jedesmal, wenn ich ſpazieren gehe, ärgere ich mich wieder über die Wiener, die dieſe unvergleichliche Rieſenthat wie etwas ganz Selbſtverſtändliches behandeln. Die Pariſer oder die Berliner möchte ich ſehen, wenn ſie einen ſolchen Künſtler auf dem Throne hätten! Aber es iſt, als ob der ganze künſtleriſche Sinn und die ganze künſtleriſche Kraft des Landes im Monarchen ausgegeben worden wäre; für das Volk iſt nicht einmal ſowie übrig geblieben, daß es ſein Werk auch nur begreifen könnte."

„Laſſen Sie bloß erſt das nächſte Geſchlecht kommen, das in dieſem Paradieſe aufwächſt, rings von Anmut, Größe und Würde eingeſchlaſſen. Ich denke, da werden wir auf einmal ganz merkwürdige Dinge erleben. Sonſt müßte die Geſchichte mit dem Milieu der höchſte Schwindel ſein . . . . und dann wird auch meine Zeit gekommen ſein, wo jeder in jeder Stunde aus jedem Schickſal, ſei es das kleinſte, bewußten Genuß für Geiſt und Nerven zieht. Vielleicht ſind darin einmal die Wiener allen Anderen voraus — warum ſollen denn die Wiener nicht auch einmal die Vorhut der Entwicklung ſtellen?"

Es wurde eine kleine Pauſe. Dann ſagte Redl, der hinter der Chaiſelongue an der grauen Säule lehnte, leiſe und aus innigem Gefühl: „Es iſt ſo gut, Ihnen zuzuhören, Baronin! Es wird einem ſo milde und ſelig. Alles Niedrige und Schlechte löſt ſich und

vergeht. Mir ist dann immer, als ob ich endlich nach langen, irren Wanderungen mich selber wieder fände, den eigentlichen Kern und Keim meiner Natur."

Lederer nahm Cadi wieder unter den Arm und sie schlenderten zurück. „Ich kann mir sonst nicht helfen ich lach' ihm noch einmal direkt ins Gesicht. Er ist zu drollig, mit der zerknirschten Reue und Bekehrung."

„Aber riesig schlau — o so was wirkt auf die Weiber!"

„Und dabei spielt er nicht einmal Komödie — das ist meine innerste Ueberzeugung! Er lügt nicht, er meint es im Moment ganz ehrlich, er fühlt im Augenblick wirklich so. Er drückt ganz aufrichtig seine Stimmung aus, aber er hat halt das Glück, immer gerade die Stimmung zu treffen, die im Moment seiner Carriere am meisten nützen muß. Er ist der ehrliche und naive Streber, der garnichts davon weiß."

Sie wandelten jetzt in dem kleinen Salon auf und ab, in dem „Spucktrücherl", wie Hempel sagte, weil er so schmal und enge war. Cadi sah der Reihe nach die Bibelots und Lederer wußte zu einem jeden viele Geschichten. Sie fühlten sich in dem traulichen und stillen Raum sehr gut und freudig: es war rings wie ein Flüstern zärtlicher Gedanken und wie eine heimliche Spur von kosender Frauenhand war an allen Dingen. Lederer zeigte eine zierliche Laune der Baronin: sie liebte es, die Rahmen der Bilder und die Bänder von Kränzen und Sträußen mit Nachtfaltern und Totenköpfen zu schmücken. Cadi bewunderte eine winzige Büste der frommen Helene, aus Terracotta, von Weigl,

in der die bübiſche und verſchmitzte Anmut der Buſchſchen Zeichnung ſehr mitteilſam getroffen war. Er meinte nachdenklich: „Jetzt ſchau, wie merkwürdig das iſt! Wenn einer dieſen dürftigen Fratzen malen, aber durch die Leidenſchaft eines natürlich tragiſchen Temperamentes jeden einzelnen Zug ſo ſtiliſieren würde, daß eine Sappho daraus wird — das wäre das einzig mögliche Porträt Deiner Margit. Aber wer ſoll denn das können?“

Lederer wurde ein bischen verſtimmt; er erinnerte ſich, daß er mit Margit eigentlich noch immer nicht weiter gekommen war; aber er konnte wirklich nichts dafür — es lag an ihr; mit den Frauen iſt es wie mit dem Schach: man hat die ſchönſten Pläne, da ſtört einen plötzlich ein unvermuteter Zug und wirft alles um. Er wollte ſich um die Weiber überhaupt nicht mehr kümmern; das war offenbar viel geſcheiter — man ſah es ja an Cadi! Und er betrachtete den Freund nachdenklich eine Weile und ſagte faſt neidiſch: „Du ſiehſt wirklich brillant aus. Gar nicht wieder zu erkennen. Viel friſcher, zuverſichtlicher, mutiger als damals — um zehn Jahre jünger.“

„Ja — das Geld thut einem gut, beſſer als die Kunſt. Da hat man auf einmal ein ganz merkwürdiges Vertrauen auf die Güte der Welt, auf die Vortrefflichkeit der Schöpfung, auf die verläßliche Gerechtigkeit der Vorſehung. Der ganze Peſſimismus iſt mit einem Schlage weg. — Was willſt Du? Wir haben uns damals mit lauter unnützen Dummheiten ganz überflüſſig gequält und waren nur ſelber ſchuld an unſerem Leide. Wir wollten von der Welt eine Schönheit, die

einmal bloß in den einſamen Wünſchen iſt. Das darf man von ihr nicht verlangen — das kann ſie nicht leiſten. Man muß ſie nehmen, wie ſie einmal iſt."

„Und die Kunſt?"

„Die Kunſt kann mich überhaupt gern haben! Das war der dümmſte Schwindel von allen. Ich gehe auf dieſen Leim nicht mehr. Und ich muß es doch wiſſen, weil ich einer von den allergrößten Künſtlern bin — ſteht in allen Zeitungen!"

„Du redeſt von der Kunſt, wie Claude Larcher von Colette — es muß ein ähnliches Verhältnis ſein."

„Die beiden Schatzerln wenigſtens ſind ganz ähnlich — gleich würdig und vortrefflich. Seit ich was kann, halte ich von der Kunſt nichts mehr. Oder vielleicht iſt es auch umgekehrt: ſeit ich von ihr nichts mehr halte, kann ich erſt was. Gerade wie ſich jetzt alle Weiber in mich vernarren, ſeit ſie mir Wurſt ſind."

„Wenn damals einer ſo geredet hätte, den hätteſt Du erſchlagen."

„Wär' vielleicht beſſer, wenn mich auch einer erſchlagen möchte — weiß man's denn?"

Als ſie wieder an Mela vorüber kamen, erklärte Rettich eben ſeine litterariſchen Neigungen: er ſchwärmte für Ohnet und Ebers. „Ich gebe es auf," ſagte Cadi, während ſie weiter gingen. „Kein Menſch kann irgend einen andern irgendwie verſtehen. Sie bleiben ſich verſchloſſene Rätſel ohne Sinn." Dann, indem er Redl ſuchte, der jetzt unten in der Gruppe um den Baron ſtand: „Aha! Das hat der kleine Sadiſt doch nicht ausgehalten, ſo gut er ſonſt dreſſiert iſt."

Der Baron hatte nun endlich wieder ein neues Problem. Eigentlich war es das alte, von den beiden Seiten der Liebe, das er unvermeidlich in jedem Gespräch wiederholte. Aber er entwickelte täglich neue Punkte und wußte immer wieder andere Fragen zu stellen. Er behauptete einen unversöhnlichen Dualismus der Liebe: das sinnliche und das sentimentale Bedürfnis mochten sich, wenn man ihm glaubte, niemals vertragen. Nun zeigte er das an dem Problem der Frau, welche begehrt, ohne lieben zu können — was soll da eigentlich geschehen? Nehmen wir einen ganz reinen Fall, in dem jedes Mißverständnis und jeder Betrug von anderen und sich selbst ganz ausgeschlossen ist. Also eine Frau mit einer sehr deutlichen und bestimmten Natur, von zuversichtlichen und geraden Trieben, die sich nicht beschwindeln lassen — in einem Milieu mit einem einzigen Exemplar des Typus, den ihr sentimentales Bedürfnis verlangt, das läßt sich ja leicht so konstruieren. Also bisher ist alles in schönster Ordnung — es entwickelt sich ein Muster von glücklicher Liebe und Ehe. Aber nun laß' ich den Mann auf einmal sterben — was dann? Diese Frau kann überhaupt nicht mehr lieben, ihr ganzes sentimentales Bedürfnis ist ausgegeben und erschöpft — das geben Sie mir zu. Oder wenn Sie es nicht zugeben, dann erinnern Sie sich gefälligst, daß das von uns angenommene Milieu nur dieses einzige Exemplar von ihrem Schlag enthielt — für ihr sentimentales Bedürfnis, selbst wenn es etwa noch nicht gestorben wäre, ist ganz einfach niemand da. Ja — und nun frage ich noch einmal:

was dann? Denn wenn das Herz auch schweigt, deswegen brauchen doch die Sinne nicht zu verstummen. Die Frau ist jung und kräftig und gesund. Die Natur will ihr Recht. Ihr Blut ruft nach Liebe, die doch das ausgebrannte Herz ihr nimmermehr gewähren kann. Was soll da geschehen? Die Inder sind viel gescheidter — Die verbrennen die Witwen und ersparen ihnen das Leid."

Sie stritten heftig und ereiferten sich sehr. Jeder schrie eine andere Meinung und keiner wollte hören. Es schwirrten tolle Paradoxe. Die Schwiegermama rang verzweifelt die Hände. Endlich wurde es dem Doktor, der sich ernstlich ärgerte, doch zu dumm: er packte den Baron am Knopf und ließ ihn nicht wieder, bis er ihn hörte: „Es ist ja zu blöd', daß Ihnen darauf jemand hereinfällt. Das ganze Problem existiert überhaupt nicht. Diese Trennung von sentimentalem und sinnlichem Bedürfnis, wie Sie es nennen, kommt überhaupt nicht vor — außer vielleicht bei ganz entarteten Geschöpfen, die ins Irrenhaus gehören. Bei einer anständigen Frau giebt's das einfach nicht, daß sie einen Mann begehrt, ohne ihn zu lieben — sie wird sich ihrer Begierden überhaupt nur in der Form der Liebe bewußt. Was Sie sinnliches Bedürfnis nennen, das kennt sie gar nicht: denn es nimmt für sie immer gleich den Ausdruck des sentimentalen Bedürfnisses an. Und wenn Sie was Anderes behaupten, dann haben Sie überhaupt keine Ahnung von den Frauen!"

Redl sagte ganz traurig, als ob man ihm eine große Freude zerstört hätte: „Ich glaube, Sie nehmen

dieſe Fragen vielleicht doch ein bischen zu leicht — und gerade Sie als Mann der Naturwiſſenſchaft —"

„A — laſſen Sie mich aus! Das hab' ich ſchon gar gern! Die Naturwiſſenſchaft weiß von dieſen Dingen überhaupt nichts und nur wer nicht das Mindeſte von ihr verſteht, kann ſich auf ſie berufen. Aber freilich: nun ſoll der arme Darwin auf einmal der Stammvater aller Zoten ſein — das möcht' Euch paſſen!"

„Der arme Redl iſt ganz betroppezt," grinſte Hempel vergnügt. „Das hätt' ihm wieder gepaßt!"

Alle lachten, weil Redl wirklich ganz beſtürzt und traurig blickte, wie um den Verluſt einer ſchönen Hoffnung. „Ja gelt?" ſagte der Baron, „das wär' Ihnen halt recht geweſen! Der Cyklus von Sonetten war ſchon fertig — abwechſelnd lilienweiße, keuſche Klagen um die tote Liebe und gierige, in ungeſtümem Purpur wilde Hymnen an das Fleiſch! Es hat nicht ſollen ſein — die Aerzte wollen die neue Kunſt nicht aufkommen laſſen."

Und Lederer zu Cadi: „Der ſtille Junge iſt zu drollig. Schaut aus, als ob er nicht bis drei zählen könnte — aber wie irgendwo was Perverſes los iſt, da geht er auf und wird wie ausgewechſelt. Dabei ſchwöre ich, daß er niemals an ein Mädel gerührt hat."

Der Baron beſtätigte ihn: „Er macht das Alles am Schreibtiſch ab. Aber iſt das nicht eigentlich viel geſcheiter? Koſtet nichts und erhält geſund und heiter."

Margit und Emmy empfahlen ſich. Auch Rettich und die beiden Zwielicht gingen jetzt. Die anderen hielt der Baron zurück: der Abend war doch einmal

angeriſſen — Mela würde ſich ruhig ſchlafen legen — dann würde es erſt feſch und gemütlich — und mit Cadi ſpeziell hatte er noch was Wichtiges zu beſprechen. Er ſchleppte ihn in den kleinen Salon und begann einen umſtändlichen Vortrag über die Muſſini-Farben. Das war ſeine neueſte Leidenſchaft: er brauchte immer ein Ideal, für das er kämpfen und agitieren und werben konnte. Er fragte nicht viel, was es war — wenn es nur Widerſtand fand und Hinderniſſen begegnete und angeſtritten wurde. Nach dem Siege kümmerte er ſich nicht mehr darum. So hatte er ſich der Reihe nach für den Japonismus, den Hypnotismus und die farbigen Fräcke ereifert; jetzt waren es der Entwurf einer Stadtbahn, der realiſtiſche Stil auf der Bühne und die Muſſini-Farben. Er erklärte Cadi die Geheimniſſe ihrer Bereitung, die Wunder ihrer leuchtenden Reinheit und Kraft und die bequeme Einfalt ihrer Technik. Er las ihm die Atteſte berühmter Namen, von Lenbach, Kalcreuth, Kaulbach, Baiſch und Gude. Er zeigte ihm Verſuche von Giſela und Ferry Beraton.

Lederer ſuchte ärgerlich ſeinen Claque. Er war ſehr unzufrieden und haderte gegen ſich ſelbſt und das Schickſal. Er hatte wieder einmal alles verſäumt; der ganze Abend war umſonſt; er mußte mit Margit noch einmal von vorne beginnen — er war mit ihr gerade ſoweit wie zuvor. Aber ſo ging es ihm immer; es geſchah niemals nach ſeiner Abſicht, nach ſeinen Plänen, nach ſeinen Entſchlüſſen und eigentlich war der Zufall, wenn er die Ereigniſſe ſeines Lebens prüfend betrachtete — immer war es der dumme Zufall allein, der alles

leitete und entſchied. Wenn er etwas wollte, das verzettelte ſich gewiß und was er dafür einſtweilen erfuhr, das bemerkte er kaum und achtete es nicht. Und immer ſtellte es ſich am Ende heraus, daß er, während er etwas zu ſuchen glaubte, ganz anderes wirklich fand, deſſen er ſich nur leider zu ſpät erſt bewußt wurde, wenn es auch ſchon wieder vorbei war. Er hatte, wenn er ſich erinnerte, viele Frauen beſeſſen, die er garnicht begehrte und nur gerade ſo mitnahm; aber die anderen, die er ſich großen Aufwand an Leidenſchaft und Klugheit koſten ließ, waren ihm meiſtens entwiſcht. So fehlten Plan und Ordnung in ſeinem Leben und wenn ihn auch viele beneideten, er kam doch zu keinem rechten Gefühl, weil Wunſch und Gewähr ſich niemals trafen. Er wollte das Eine erleben und erlebte das Andere. Er wollte dieſe lieben und wurde von jener geliebt. Er hätte gern einmal nach einem vorgezeichneten Programm gelebt und geliebt — nicht immer ſo als willenloſer Hampelmann des Zufalls .... Uebrigens: in dieſem Falle brauchte er wirklich noch nicht zu verzweifeln: er hatte wenigſtens noch nichts verdorben und wenn er nur nicht gleich verzagte — wer weiß? Man mußte doch zuvor den erſten Schmerz vorüber laſſen — und eigentlich wollte er ja auch garnichts. Es war doch wirklich nur die Freundſchaft für Rhon — außer natürlich wenn etwa ein Anderer — denn natürlich immer noch beſſer er als ein Anderer; er würde ſie wenigſtens glücklich machen. Man mußte das abwarten. Zunächſt wollte er bloß beobachten — aber das freilich eifrig und genau. Es war das beſte, ſie in den

nächsten Tagen zu besuchen — so eine vorläufige und ganz unverbindliche visite en éclaireur. nichts weiter. Man durfte den Verlauf der Dinge nicht vergewaltigen.

Nebenan tobten sie sehr laut und heftig. Redl hatte behauptet, man sage wienerisch: Die Strudl, die Aepfelstrudl, die Lungenstrudl — nicht der Strudl. Der Arzt erklärte es für zweifelhaft und unentschieden; es komme beides vor, und die Strudl sei ebenso gut wienerisch wie der Strudl. Da verlor die Wut Hempels jedes Maß: mit Menschen, welche die Strudl überhaupt hören konnten, ohne die Faust zur Verteidigung der vaterländischen Sprache zu ballen, wollte er garnicht mehr verkehren; die Strudl war eine bodenlose Gemeinheit, die sich höchstens verlotterte Gymnasiasten erlaubten . . . oder. entlaufene Defraudanten, die gerne nobel thun möchten und jeden Sinn für das rechtschaffene Wort verloren haben. Der Baron mußte alle Diener befragen, die Köchin wurde aus dem Bette geholt und zuletzt rief Hempel den Hausmeister und die Fiaker von der Straße. Die meisten sagten: der Strudel. Aber die Köchin und die Hausmeisterin bestätigten die Strudl. Hempel raste in wilden Insulten wie gegen einen persönlichen Schimpf. Sie setzten endlich eine Wette auf um zehn Flaschen Champagner: „Wie sagt der Wiener vom Grund, wenn er wienerisch spricht — der Strudl oder die Strudl?" Pötzl und Chiavacci, als die verläßlichsten Kenner der Sprache, sollten es entscheiden. Seeliger konnte sie nicht begreifen; ein Wort, das nicht einmal aus dem Sanskrit kam, verachtet man doch bloß.

Als sie gingen und dem Diener, der leuchtete, den Gulden gaben, seufzte Hempel: „Alles wär recht schön im Leben — aber dieser unvermittelte Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft ist doch zu gemein!“ Und er nahm den Arm Seeligers und erkundigte sich, ob denn die Engländer auch nicht vernünftiger sind.

Cadi und Lederer wanderten noch lange und erzählten und befragten sich. Lederer war müde, grundlos traurig, in trüben Ahnungen, die doch keine deutliche Furcht werden wollten. Aber Cadi redete vom Weibe, von der ewigen Quelle der Ernüchterung und der Täuschung, und rühmte die gute Schule der Liebe, welche von den Idealen reinigt und kalt, hoffnungslos und klug macht, wetterfest und tüchtig für das Leben, wie es ist.

VI.

Rudi saß einsam und sann und quälte sich. Es waren jetzt genau vier Wochen, daß er Margit des erste Mal wiedergesehen, damals bei Mela, mit Cadi und Rettich zusammen — vier unvergeßliche Wochen, wie ein seliger Traum. Und nun sollte das Alles auf einmal aus sein, unwiderbringlich dahin, vorbei! Er konnte es nicht fassen. Aber wie er sich auch ängstigte und suchte, er fand keinen Trost, keinen Rat.

Er sah zurück auf diese ganze Zeit von heimlicher und leiser Freude und aus jedem entschwundenen Tag

glitzerte ein verlorenes Glück. Es war ja gar nichts geschehen, kein zärtliches Wort, kein Blick, der bedeutete oder versprach, keine sichtbare Gunst. Sie saßen nur immer bei Mela und plauderten. Er wagte keinen Wunsch. Aber es wurde ihm gut und innig, wie wenn vom Flieder laues Flüstern fällt und eine Lerche lacht.

Sie war unsäglich lieb, wie sie langsam wieder zum Leben erwachte und wieder den Mut zur Freude gewann! Jedes kleine tägliche Ereignis fühlte sie wie ein Geschenk. Alles war ein Wunder, wurde gleich ein Fest. Sie entdeckte die Welt. Wenn ihnen jemand zugesehen hätte — und er sollte doch als Weltenbummler, Nervenkünstler, Freudenkenner ... das schuldete er doch seinem Rufe! Aber er vergaß wirklich auf einmal alle lebemännische Würde und wurde wie ein dummer Bub, weil sie ein gar so liebes Mädel war.

Sie trieben es wie die Kinder. Er mußte lachen, wie er sich erinnerte, und fragte, woher es solchen Reiz und Zauber nahm. Es war doch alles dumm und einfältig gewesen!

Einmal tauften sie eine neue Puppe Melas. Sie hatte eine ganze Sammlung; man wußte, daß man ihr nichts Lieberes schenken konnte: und nun schickte Rettich ein winziges Geschöpf, ganz dünn und schmächtig und gebrechlich, mit feinen herben Knöchelchen und schmalen leisen Gliedern, daß einen fror, in ein karges Hemdchen kümmerlich versteckt. Das gab eine volle Woche die wichtigsten Sorgen: denn sie wollten es, weil es gar so ängstlich und vom Glück verlassen aus

den engen waſſergrünen Augen ſah, mit beſonderer Liebe betreuen und bereiteten eine köſtliche Feier. Rudi war in dem ſchweren, alten Meßgewand, das ſonſt um Melas Büſte hing, unter einer ſteilen, aus der „Times“ gerollten Biſchofsmütze der ſehr würdige und gnadenreiche Prieſter, mit tiefen klöſterlichen Reden und weiten tröſtlichen Geberden ſo rührend und erbaulich, daß ſie zuletzt alle weinten; Margit hielt das ſtille Kind in weicher weißer Schiller-Seide, aus den zarten Maſchen kniſterte ein blaſſes ſcheues Gelb und ſie zitterte in großer Angſt, ob es auch artig und geduldig bleiben würde; aber Mela raunte atemlos aus dem Schlafgemach, wo die Wöchnerin gebettet war, eine zierliche Pariſer Puppe der Bernhardt im letzten Akte der „Camelliendame“, weil das Koſtüm am beſten paßte, in das lange Zimmer, ſchwere feierliche Klänge aus der Orgel holend, und gleich wieder in den kleinen Salon, wo ſie mit der großen ſchwarzen Hornbrille der Köchin den gerührten Herrn Papa markierte und auch für den Täufling ſchrie und quiekte, um etwas mehr Wirklichkeit und Stimmung in das heilige Geſchäft zu bringen — ſonſt wären am Ende die Naturaliſten beleidigt und man darf es ſich mit niemand verderben.

Dann wieder, wenn die fahle Sonne die trüben Enden des Herbſtes zerriß, tummelten ſie ſich im hellen Gewühle der Straßen, flogen über das Eis, oder wanderten durch die welke Einſamkeit des ſtummen Praters. Da hatte Rudi viel auszuſtehen. Oft erzürnte er ſich ernſtlich und wollte nicht wieder mit, weil ſie allen Anſtand vergaßen und durchaus keine

Vernunft annahmen — was sollten die Leute denn denken! Sie trieben es gar zu toll: in der Pferdebahn thaten sie taubstumm, mit wilden hageren Grimassen die Furcht der Kinder und die Verzweiflung der Schaffner; oder sie fielen im kreischenden Neger-Englisch, das Melas besondere Liebe war, einen ratlosen Schutzmann mit tausend wirren Fragen und Geboten an, bis alle Fiaker und Schusterbuben zusammenliefen und die ganze Straße in Aufruhr war — und immer mußte der arme Rudi natürlich mit, knirschend von verschlucktem Aerger, taubstumm und neger-englisch wider Willen, weil er sie ja doch nicht vor der ganzen Welt blamieren konnte. Das machte ihnen, wie er sich heimlich giftete und doch nichts merken lassen durfte, ein ganz unbändiges Vergnügen und am Ende mußte er, wenn er ihre diebische Freude sah — zuletzt mußte er selbst wieder lachen.

Und nun sollte das Alles mit einem Schlage vorbei sein, unwiederbringlich verloren!

Er hatte viel und lange mit der Baronin geraten und gefragt. Sie konnten es nicht begreifen. Ganz unvermutet und ohne Warnung war es geschehen. Sie wußten es nicht zu deuten. Sie wußten es kaum zu sagen.

Wie sollte man es denn auch sagen, da es so fein, unmerklich und in die plumpen lahmen Worte garnicht faßlich war? Sie schien nur plötzlich wie ausgewechselt und vertauscht — sie fühlten es ganz deutlich; es ließ sich freilich nicht beweisen. Sie hatte sich nicht verändert — sie schien nur fremd, unbekannt und neu.

Er grübelte nach einem Beispiele, mit dem er sein Gefühl vergleichen könnte, aber — höchstens in der . . . ja, das paßte noch allenfalls: in der Hypnose! Da erinnerte er sich, da kam dergleichen vor, daß ein Körper plötzlich einen Menschen von sich schied und einen andern nahm . . . . so ungefähr war es, wie in der Hypnose.

Sie kam wie sonst und redete wie sonst und alles war an ihr wie sonst — aber sie empfanden sie nicht mehr wie sonst. Sie brachte etwas wie eine fremde Luft mit sich — es lag auf einmal eine breite Trennung zwischen ihnen. Sie trafen sich nicht mehr und wie nahe und vertraulich sie erzählte, sie schien ferne und entrückt, hinter glatten Schleiern wie zeronnen und verweht. Es konnte ja eine verleumderische Laune sein, die ihn betrog. Aber warum fühlte denn Mela das Gleiche?

Sie hatten damals lange zusammen gesprochen, gleich anfangs, viele bange Stunden. Es ließ sich nicht einmal recht sagen; jedes halbe scheue Wort war schon zu hart, zu weit, zu schwer. Es geschah in den leisesten und feinsten Dingen an der letzten Wurzel der Gefühle, wohin keine Sprache kam, tief unter den Gedanken. Sie hörten es aus ihrem Gange und wie sie schwieg, daraus redete es laut. Sie konnten sich noch so nähern, sie kamen nicht mehr zusammen. Die Blicke blieben unverbunden, einsam und leer.

Sie entglitt. Sie kam wie sonst und war doch weg. So fühlten sie es; anders konnten sie es nicht sagen.

So begann es. Es war plötzlich wie ein fremder Gast unter ihnen und sie fühlten es, daß er sie weg-

nehmen würde. Es quälte alle drei. Sie hofften täglich auf den nächsten Tag und täglich wurde die Hoffnung wieder enttäuscht. Sie fanden sich nichts mehr zu sagen. Sie suchten verlegen, was sie sich denn eigentlich erzählen könnten. Sie brauchten jetzt ein vorbereitetes Thema, sonst stockte es gleich. Die Stunden wurden müde, träge und langsam.

Dann schrieb Margit einmal ab. Das nächste Mal blieb sie kürzer. Sie fuhr nicht mehr täglich mit Mela aus. Sie ging zur Schneiderin ohne ihren Rat zu holen. Man sah sie mit Fanny in der Oper. Mela kränkte sich. Aber sie verriet kein Wort. Sie grüßten und küßten sich jetzt zärtlicher als sonst. Und dann blieb sie einmal eine ganze Woche weg. Man sah sie mit Fanny bei Ronacher.

Nun hatte Mela genug. Das entschied. Nun war es aus. Nun wollte sie von ihr nichts mehr hören. Mit Fanny teilte sie nicht.

Und so verlor Rudi den letzten Trost und konnte nicht einmal sein Herz erleichtern, nicht einmal mehr schelten und klagen. Er stand jetzt ganz allein mit seiner Sorge. Mela war unversöhnlich; er sollte nur auch zu Fanny, wenn es ihm dort besser gefiel.

A, die Weiber! Sie waren unausstehlich mit ihren Launen! Wenn er zu Fanny ging, dann verdarb er es sich mit der Baronin — und Margit empfing nicht, bis ihr Mann nicht zurückgekehrt wäre — und er konnte von Margit nicht lassen! Er mußte sie wenigstens sehen! Und so schlich er bekümmert und ratlos um ihre Wohnung und rodete in den engen, schiefen Gassen ihres Bezirkes,

wo die große Stadt ein schmales Dorf wird und verwitterte, alte Paläste in grauen Winkeln versteckt, und bettelte um eine Gnade des Zufalls.

Wenn er sich nur wenigstens ausgekannt hätte! Das verdroß ihn besonders, daß er von der ganzen Geschichte garnichts verstand und begriff. Er konnte ja nicht einmal sagen, was denn eigentlich geschehen war. Er wußte garnichts. Plötzlich eines Tages war sie ganz anders gewesen, ohne jeden Grund, und plötzlich war sie von Mela weg zu Fanny und plötzlich wollte Mela nichts mehr von ihr wissen. Er fand keinen Zusammenhang und Verband. Und um ihn kümmerte man sich garnicht. Er wurde nicht einmal gefragt. Alles geschah ohne sein Zuthun und Verständnis. Darum war er heute doch wieder zur Baronin. Darum hatte er noch einmal gefragt und für Margit gebeten. Aber Mela wollte von ihr nicht mehr hören: er solle doch nur zu Fanny; das sei die richtige Adresse; mit der könnte sie doch nicht konkurrieren. Es war nichts mehr zu machen. Und er verwünschte die Weiber.

Er hätte ja zu Fanny können — gewiß! Das war wahrhaftig keine Kunst. Mela brauchte es garnicht zu erfahren — und sie würde es ihm schon verzeihen. Sie war garnicht so unerbittlich, wie sie jetzt auf einmal that. Wenn ihm nur die ganze Gesellschaft nicht so zuwider gewesen wäre! Er mochte diese falsche Welt nicht leiden. Er begriff und teilte Melas Aerger. Und wie lange konnte denn auch die alberne Laune Margits dauern? Sie hielt es ja dort doch nicht aus!

Sie hielt es ſicherlich nicht aus. Er wollte auf Mela nicht hören. Er kannte Margit beſſer. Mela war jetzt ärgerlich, gekränkt, beleidigt — ſie übertrieb und war ungerecht. Nein, Margit war deswegen nicht gleich das leere, flüchtige und haltloſe Geſchöpf ohne eigene Fülle, dem nur der Gatte künſtlich eine Weile ſeine Seele und den trügeriſchen Schimmer einer erborgten Natur gegeben hatte. Wer weiß, was ſie an Fanny jetzt gerade amüſierte! Aber es konnte ſicherlich nicht dauern.

Er mochte Fanny auch nicht. Er begriff auch nicht, was Margit dort wollte. Sie paßten ſo gar nicht zuſammen. Aber die Geſchichte war doch ſchließlich nicht gar ſo ſchlimm. Man brauchte es nicht gleich ſo tragiſch zu nehmen. Es ließ ſich ganz einfach und natürlich erklären. Sie kannten ſich von der Penſion her. Sie waren zuſammen im Sacré Coeur geweſen. Sie hatten ſogar die berühmte Flucht zuſammen verſucht. Nun hatten ſie ſich wahrſcheinlich zufällig irgendwo getroffen und plauderten von damals und tauſchten luſtige Erinnerungen. Natürlich machte das Margit Spaß und es koſtete Fanny nicht viele Mühe, den ſchönen Namen für ihren Salon einzufangen. So erklärte ſich alles ſehr einfach und bequem und die ganze Veränderung ihrer Natur hatten ſie ſich überhaupt bloß eingebildet. Man konnte wirklich von ihr nicht verlangen, daß ſie bloß mit Mela verkehrte — das war denn doch eine ſehr liebenswürdige, aber unerträgliche Eiferſucht. Vielleicht war dieſe Fanny auch ganz nett — Mela urteilte da vielleicht ein bis-

chen als befangene Aristokratin, die den reichen Bürger überhaupt nicht mag. Der Mann war freilich wenig sympathisch. Er liebte diese turbulenten Helden des aufgeregten Volkes nicht, die lauten Vorstadttribunen, die vom Skandale lebten, die Straßenkönige der aufgelösten Versammlungen. Aber deswegen konnte die Frau alle mögliche Anmut besitzen — daß der Herr Doktor Leininger der ewige Zwischenrufer und Rempelfuchs des Parlaments war, das durfte man doch die arme Frau nicht entgelten lassen! Er hätte immerhin einmal hingehen und sich die Geschichte einmal ansehen können. Wenn sie ihm nicht paßte und gefiel, dann blieb er eben einfach wieder weg. Und es war das einzige Mittel, Margit wiederzusehen.

Diese Fanny fing jetzt an, ihn ernstlich zu interessieren. Natürlich bloß um Margits willen, die er sich aus der Art der neuen Freundin deutlich zu erklären hoffte. Es gab kein bequemeres Mittel. Aus ihr konnte er zuverlässig erkennen, ob Margit wirklich und was an ihr verändert war. Er brauchte bloß Mela und Fanny nebeneinander zu halten und zu vergleichen, wie sie sich unterschieden, als die zwei Symbole der alten und der neuen Margit. Wenn Fanny wirklich war, wie er sie nach den Schilderungen Melas denken mußte, dann freilich — aber sie war ja wahrscheinlich ganz anders! Er mußte unbedingt zu ihr — es ging nicht anders; sonst kam er über Margit nimmermehr ins Reine.

Er hatte nur Angst, sie zu compromittieren. Das machte ihm überhaupt manche Beschwerde. Sie war

ſo unbedacht in ihrer harmloſen Güte und die Leute, redeten gleich. Er hatte es neulich geſehen. In der Oper, wie er ſie in der Loge beſuchte — aber ſie war da auch wirklich ein bischen ſehr kokett mit ihm geweſen, ſchon ganz auffällig kokett — vielleicht kam es bloß von dieſer ſchwülen, feuchten und entnervenden Muſik des Triſtan, aber —

Ja — und nun verſank er in neue Zweifel und Rätſel und verwirrte ſich immer tiefer. Er konnte es nicht leugnen: ſie kokettierte jetzt mit ihm. So lange ſie ſich noch bei Mela trafen, keine Spur — damals war es nichts als ſtille und geſchwiſterlich gelaſſene Freundſchaft, die jeden kühneren Gedanken gleich verwies. Aber jetzt auf einmal, ſo oft ſie ſich begegneten — dergleichen läßt ſich ja ſchließlich nicht beweiſen aber er fühlte jetzt auf einmal gleichſam etwas nach ihm Ausgeſtrecktes in ihr, etwas Saugendes und Ziehendes im Blicke, wie ein verzagtes, heimliches Geſtändnis in den harrenden, ſuchenden Tönen, daß er bitten und verlangen dürfe. Freilich war es, wie er noch ſo ſcheu und ängſtlich eine leiſe Antwort wagte, immer gleich wieder aus und ſie ſah gleich wieder ſtrenge, kalt und fern. Gern vergaß ſie ihre Hand lange auf der ſeinen; aber wie er ſie regte, um einen ſanften Druck zu verſuchen, gleich war ihm die ſtille Gunſt wieder entzogen. Sie wechſelte jetzt überhaupt jede Minute. Ein Moment widerſprach dem anderen und mitten in der Rede tauchte plötzlich eine zweite Perſon aus ihr empor, die die erſte kalt verleugnete und ganz fremd that.

Wenn er nun auf einmal bei Fanny erſchien —

die Leute wußten doch, daß er da ſonſt nicht verkehrte. Aber das war in dieſem Hauſe wohl nicht ſo gefährlich: da liefen ſo viel Menſchen ein und aus — man würde ihn, wenn er es halbwegs geſchickt und klug begann, wahrſcheinlich gar nicht bemerken. Und er mußte ja doch hin! So ertrug er es nicht länger.

Nun wurde er wieder mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt. Was wollte er denn eigentlich von ihr? Daß er ſich mit ihr nicht mehr auskannte, das hätte er noch ertragen; aber er kannte ſich ja mit ſich ſelbſt noch viel weniger aus. Was war denn eigentlich? Was hatte er denn? Was wollte er denn nur? Er liebte ſie ja doch nicht — wirklich nicht. Er hatte ſich ehrlich befragt und erforſcht und auf alle Weiſe geprüft. Nein er liebte ſie gewiß nicht. Er plauderte gern mit ihr und fühlte ſich bei ihr behaglich — das war aber auch alles. Freilich, es hatten ſich ſchon auch manchmal verliebte Wünſche leiſe geregt, wenn er ſich einmal langweilte und nach ihr ſehnte. Aber wenn er mit ihr war, dachte er nicht mehr daran und alle verſchmitzten Vorſätze der Begierde waren vergeſſen. Nein er liebte ſie gewiß nicht . . . . . als höchſtens ſo ein bischen, wie man endlich jede junge, ſchöne Frau liebt — aber das genügte doch wahrhaftig nicht, den fernen Freund zu verraten. Er dachte gar nicht daran. Dazu hätte es eine Leidenſchaft werden müſſen. Aber das war ganz ausgeſchloſſen.

Nein — er amüſierte ſich mit ihr beſſer als mit den Anderen. Sonſt wollte er nichts. Und er ſah gar nicht ein, warum er ſich eine ſo unſchuldige und

harmlose Freude versagen sollte — bloß weil Mela — wer weiß, was es da eigentlich gegeben hatte! Die Frauen haben immer solche Sachen — wenn man sich auch darum noch kümmern wollte, um Gotteswillen!

Er konnte ganz gut zu Fanny. Kein Mensch würde daran was finden. Und wenn endlich irgend eine alte Tante ihre Glossen darüber machte — das war schließlich auch noch kein Unglück. Dem entging man so wie so nicht. Man konnte ja den Leuten nicht das Maul verstopfen.

Wenn er noch besonders vorsichtig und behutsam sein wollte, so konnte er es ja so einrichten, daß er von dem Manne eingeladen wurde. Das war gar nicht schwer. Er würde im Parlament schon irgend eine Gelegenheit finden. Das beschwichtigte seine letzten Bedenken. Er war jetzt fest entschlossen, zu Fanny zu gehen.

Es würde sicherlich auch ganz amüsant. Besonders vornehm war das Haus gerade nicht. Es hatte in der Gesellschaft nicht den besten Ruf. Aber er fragte viel nach der Gesellschaft! Es war doch wenigstens einmal was Neues.

Seine Neugier wuchs. Er versprach sich, je länger er es überlegte, viel Behagen und Gewinn. Wer weiß — diese zweite Gesellschaft neben der ersten, hatte vielleicht auch ihre gar nicht verächtlichen Reize. Es gab da für den Feinschmecker seltener Sonderlinge vielleicht noch eine ganze Menge unverkosteter Gewürze .... das bischen Wildgeruch konnte ihn doch nicht schrecken. Er dachte es sich wie eine Wanderung durch ein un-

bereiſtes Land, vielleicht beſchwerlich, aber reich an Ueberraſchungen.

Er ſuchte zuſammen, was er von dem Hauſe wußte. Man redete vieles. Den Mann kannte er ja vom Parlamente. Der war ihm ziemlich klar. Er glaubte ſeine Verfaſſung ganz deutlich zu verſtehen, die übrigens wahrſcheinlich gar nicht ſo verwachſen nnd entartet war, wie die „Neue freie" in ihrem ſtrengen Zorne that: man durfte nur das Milieu nicht vergeſſen, aus dem er ſtammte; dann ging das Rätſel ohne Mühe auf. Ein thätiges und kühnes Temperament, von jenen großen, ſtarken, ungeſtümen, die Licht und Luft und breiten tiefen Boden brauchen — und gerade Boden, Luft und Licht verſagte ihm die Natur, indem ſie ihn in die ſchmale kümmerliche Enge am letzten Rande der Geſellſchaft ſetzte, in die atemloſe Not der niedrigen Beamten; ſein Vater war ein kleiner Kanzliſt im Finanz-Miniſterium geweſen. Eine herrſchaftliche Natur unter Bedienten, wie ein unter Sklaven verſtoßener Tyrann — der Conflict, aus dem die großen Hochſtapler und die großen Demagogen werden: er wurde beides, Caſanova und Laſſalle zugleich, Hochſtapler mit demagogiſchen Mitteln und Demagoge zu hochſtapleriſchen Zwecken. So deutete Rudi ſich den miniſteriellen Demokraten, der mit gleichem Eifer und Erfolge der Regierung und dem Pöbel diente. Er brauchte darum gar kein Betrüger zu ſein: im Momente meinte er es ſicher immer ganz ehrlich, mit der Regierung ſo gut wie mit dem Pöbel, ob er nun gegen die Polizei ſprach oder für die Polizei ſtimmte. Er begriff gar nicht, was

man denn eigentlich von ihm wollte und gegen ihn hatte, daß man so häßliche Verleumdungen nach ihm warf. Sein Gewissen war rein und unbekümmert, er folgte treu und unbesonnen seinen Trieben. Er berechnete nichts und log nicht. Er hatte es gar nicht nötig: seine Natur war so glücklich gemischt; er konnte ihr vertrauen. An der Scheide der beiden Klassen erwachsen, dort wo das Elend an die Macht streift, hatte er die Seele in eine proletarische und eine kapitalistische Kammer gespalten und ihre Begierden vertrugen sich in rührender Eintracht. Er fühlte alle unversöhnlichen Instinkte der Ausgestoßenen und Enterbten und fühlte doch auch alle lockenden Appetite des Erwerbes und Besitzes. Er haßte das Unrecht und die Gewalt, aber er sah gar nicht ein, warum er davon, so lange sie nun doch einmal regierten, für sich nicht profitieren sollte. Er empörte sich gegen die Ausbeutung, aber wenn er schon wählen mußte, beutete er doch noch immer lieber selber aus, als daß er sich ausbeuten ließ. Es war in ihm ein heftiger Hunger nach Genüssen, die er verachtete und bestritt. Er brauchte reiches, volles, üppiges Leben, das er doch als Lüge und Laster erkannte; vielleicht reizte und verführte ihn gerade diese Erkenntnis als ein besonderer Pfeffer. Er liebte die dürftige, spartanische Tugend, die er doch selbst nicht einen Tag vertragen hätte; vielleicht gerade weil er sie seiner Natur verschlossen und entrückt empfand. Es hat diesen Typus zu allen Zeiten gegeben. Rudi dachte an Beaumarchais und Goya. Dabei ein hübscher Kerl, klug, rührig und gewandt, immer des

schlagenden Wortes gewiß, unerschöpflich an Ränken und Schlichen. Ein Meister der Intrigue, geschmeidig, glatt und unermüdlich, ein Virtuose des besonderen Talentes, immer gerade die dümmsten Streiche, wenn er schon hoffnungslos verloren schien, im letzten Momente zu seinem Glücke zu wenden. Psychologisch fand Rudi ihn sehr nett. Aber freilich verlangte er sich weiter keinen Verkehr. Es klebte doch an ihm noch immer was von seiner Herkunft, wie ein dumpfer, ungelüfteter Geruch von schmutzigen, gelben Zinskasernen mit finsteren Stiegen, engen Küchen, nassen Windeln; und er mochte es auch nicht, wenn von jemandem gar so viel in den Zeitungen stand. Aber darum wollte er sich die Wirtschaft immerhin ganz gerne einmal besehen — wie die sich wohl eigentlich in der Nähe ausnahmen, wenn sie untereinander waren; es mußte ein lustiges Gemisch sein, Handwerker, Fürsten und Advokaten im sozialen Christentum vereint . . . und er protegierte ja auch die Künste — was das erst für Exemplare sein mochten — und dann noch die besondere Farbe, die der Geschmack der Frau dem Ganzen gab.

Er war wirklich sehr neugierig auf die Frau. Irgend etwas mußte denn doch an ihr sein, wenn sie Margit gefallen konnte. Aber er konnte es sich gar nicht denken: er fand in dem Stil des Mannes durchaus keine Frau, die auf der andern Seite wieder auch in den Stil der Margit paßte. Wie reimte sich das zusammen? So, wie Mela sie schilderte und man es nach ihrem Rufe erwarten mußte, so war sie sicher nicht; an eine dumme

Vorstadtmondäne mit falschem Chik und ohne Würde hing sich Margit nicht. Irgend etwas mußte sie schon haben. Man sah es ihr freilich nicht an: teuer, laut, nach dem Journal gekleidet, von der Schneiderin geliefert, ohne eine persönliche Note, und das gewisse saubere, blanke, runde Wäschermädelgesicht, das kein Gedanke, kein Gefühl gezeichnet hat, gesund und nett wie eine frische Wurst. So hatte er sie oft genug gesehen; sie war ja überall. Aber er wußte eigentlich nichts von ihr. Keine Heirat aus Liebe, von keiner Seite; das stand fest. Sie war die Tochter des berühmten Selchers in der Schlösselgasse, an der Ecke der Laudongasse, dem Riedhofe gerade gegenüber, dem die schönen russischen Jucker gehörten; eines der schwersten Mädeln vom ganzen Grund; der alte Seiler war siebenfacher Hausherr, eines stattlicher und größer als das andere. Davon sollte die Fanny nun aber auch was haben! Und wie er ihr immer die teuersten Puppen und die teuersten Kleider gekauft und die teuersten Gouvernanten und Lehrer gehalten, so wollte er auch einen Mann in den höchsten Kreisen, daß alle Nachbaren platzen sollten vor Neid und Galle. Nicht irgend einen lukerten Baron oder Grafen — da schaut nichts heraus damit. Aber Doktor und Advokat — das paßte ihm gerade. Professor wär ihm noch lieber gewesen; er hatte bei allem protzigem Gethue vor der Bildung unendlichen Respekt. Aber dafür saß er im Parlamente und täglich fand man ihn im Extrablatt. Der alte Seiler war sogar ein Hauptfanatiker seiner Partei: er wollte zeigen, daß er keinen Hochmut hatte, und fühlte

sich stolz als kleinen Mann. So wurde dem gänzlich abgebrannten Leininger das Spiel sehr leicht. Chiavacci, der den Alten kannte und sich manchen Fund aus seinen Kannegießereien holte, hatte das Rudi neulich sehr lustig geschildert.

Und Fanny? Die Wahl schien ganz nach ihrem Geschmack. Sie wollte wohl bloß Freiheit und Genuß. Sie heiratete, wie diese Mädchen eben alle: weil man da ungenierter ist und mehr mitmachen kann. Sentimentalität kannte sie wohl nicht; woher sollte auch das prächtige Stück Fleisch romantische Ideale haben? Und Leininger war ein sogenannter schöner Mann und tanzte gut und ritt gut und hatte für die Vorstadt ausgesucht feine Manieren. Man hörte, sie lebten sehr gut zusammen, er ein Bischen nach der einen und sie ein Bischen nach der anderen Seite — aber niemand konnte ihr was ernstliches nachsagen; dazu hatte sie wohl auch gar nicht die Zeit. Er hätte sie wahrscheinlich nicht gestört — er schien ein sehr bequemer Gatte, der sich bloß als den Vergnügungsminister seiner Frau betrachtete, ein wahres Muster von ausgehaltenem Ehemann.

Was es nur eigentlich war, das Margit zu ihr zog? . . .

Aber er würde es ja bald erfahren. Er mußte hin . . . . .

So grübelte Rudi einsam in dem weiten, leeren, stummen Café. Gähnend schlichen die müßigen Kellner. Draußen vor den angelaufenen, vom nassen Dunst zerronnener Wintersprossen trüben Scheiben versank die

Welt unter fetten, grauen Flocken, fahl, geſpenſtiſch, ohne Farbe.

VII.

Leiningers gaben jeden Winter drei ſolche Bälle.

Im Vorhauſe, das zwiſchen Palmen und Aloen einen lieben Plauderwinkel hielt, lag auf dem ſteilen, mit frommen Legenden verſchnitzten Stuhl derſelbe üppige und grelle Pelz, genau ebenſo maleriſch vergeſſen und wiſſentlich gebauſcht, wie vor zwei Tagen, als Rudi das erſte Mal nach der gnädigen Frau gefragt und ſeine Karte abgegeben hatte — offenbar eine Idee des Tapezierers. Der Mann hatte überhaupt eine gute Hand und verſtand ſein Geſchäft, man ſah das gleich ..... gerade wie der Gärtner, der die feierliche Treppe mit dieſen tiefen, ſtrengen Blüten ſäumte, wie der Techniker, der den elektriſchen Lampen ſo neckiſche und liſtige Masken gab: die ganze Regie war tadellos. Man fühlte ſich wie in einem höheren Ronacher für die vornehme Welt und dachte gar nicht daran, daß da auch jemand wohnen könnte; das war beſonders gemütlich, mit einer Note von Maskenball und öffentlicher Freude.

In der Mitte der Stiege hielt Rudi vor dem Spiegel, machte ſeinem Bilde ein tiefes, umſtändlich geziertes Kompliment und fand, daß er doch eigentlich wirklich ein hübſcher Kerl war. Merkwürdig, wie die Spiegel verſchieden ſind: es gab recht unangenehme, in

denen er sich gar nicht gefiel; aber dieser war ausgezeichnet. Er sah sich überhaupt gern im Frack, der ihm vortrefflich saß; sogar der breite ungestalte Rücken, sein großer Schmerz, hatte da eine ganz passable Linie.

Er war sehr gut aufgelegt. Seine flinken, klugen winzigen Augen tanzten frech und ausgelassen. Nun ging seit ein paar Tagen wieder einmal alles am Schnürchen. Er hatte es richtig ganz unauffällig einzufädeln gewußt, daß Leininger ihn zu dem Balle lud, nach einem sehr gründlichen und tiefen Gespräche über die Zukunft der Parteien; die Politik hatte also doch auch ihre guten Seiten . . . . . und er ließ sich erst noch inständig bitten, posierte den Martyrer des Faschings hatte auch gerade diesen Abend ein unvermeidliches Diner, daß er höchstens später vielleicht . . . . . kurz allen möglichen „Pflanz", mehr als nötig. Und nun kam er von einem gefälligen kleinen Mädel, einen Löffel Champagner auf den Nerven — Mitternacht war vorbei, er brauchte kein langweiliges Souper neben irgend einer unbeweglichen Puppe zu fürchten — neugierig, ein bischen moquant und auch ein bischen sentimental, wie es eben kommen würde — Margit mochte sich hüten: heute war er gefährlich.

Er stieß zuerst auf einen Trupp Theresianisten. Sie waren zum Tanzen eingeladen, weil man dafür doch nur noch auf die Kinder rechnen kann. Aber sie wollten lieber die fertigen Lebemänner markieren. Lässig in die Sessel gelümmelt, die Beine über die Stützen weg, daß sich die straffen Gigerlfalten in scharfen Bügen zeichneten, in stummer Andacht von ihren Lackschuhen

fasciniert wie Fakiere, die ihren Nabel verehren, bei Chartreuse, Cognac und Cigarren, die ihre glatten, welken, grauen Wangen in grüne Nebel spannen . . . . . es war eine Mischung von altem Adel, dem das Blut entronnen ist, und mit dem Kopf verübten Lastern auf ihren mühsam greisenhaften Mienen, aber man merkte doch gleich, daß sicher, bis sie nur erst Freiwillige bei den Dragonern wären, noch ganz nette Jungen daraus würden. Sie schielten begehrlich nebenan nach der Roulette. Aber man spielte ihnen da doch mit etwas gar zu erwachsenen Sätzen.

Leininger hielt die Bank: gelassen, höflich und entschieden, ein bischen blasiert und von oben herab, wie bloß aus artiger Rücksicht auf seine Gäste, um ihnen einen Gefallen zu thun, ohne sich selbst irgendwie für das Spiel zu begeistern; mit unbeweglicher und starrer Miene, kaum daß er einmal, nach einem besonders heftigen Stoße des Glückes, einen Moment wie unter einem schwülen und betäubenden Parfüm die Lider leise schloß — er hätte einen ganz guten Croupier gegeben. Ein paar Spieler von Beruf mit versunkenen zerwühlten Masken wie von ausgedienten Komödianten; Rudi wunderte sich, wie diese Leidenschaft alle nationalen und persönlichen Zeichen verstört und auswischt: sie wirkt an allen Rassen und an allen Ständen gleich. Die Fanatiker unfehlbarer Systeme, im Schweiße ihrer wirren Rechnungen, die doch niemals stimmen. Die gierigen, verschämten, aufgeregten Neulinge, die immer erst alle Welt zuvor befragen, um wenigstens eine Ausrede zu haben, als ob es eine Schande wäre, das

Glück zu verfehlen — mit den langen, ermahnenden, schmerzlich anklägerischen Blicken, wenn der erbettelte Rat versagt: „Sehen Sie, ich hab' mir's gleich gedacht . . . es war ja gar nicht anders möglich . . . bloß um Ihnen zu zeigen . . . !" Und natürlich die Weiber wieder, wie überall und immer, die wildesten in Angst und Gier, fieberisch und atemlos, jede Scheu und Würde vom Geize gelöscht, ganz verknechtet und entwillt im Zauber der knisternden Papiere; da war eine blasse, schmale, winzige Person, mit sanften bangen Kinderaugen, heimlich und fein, in seltenen und edlen Steinen, mehr als die ganze Bank betrug, die sehr naiv und ungeniert die sicheren Künste der poussette und retirette trieb, nach dem Halte der Kugel den verschämten Fünfer eilig über den Strich schob oder in hastigen Griffen zurückzog, wie nur irgend ein gelernter Grieche.

Ein paar Herren vom Polenklub, sehr gestriegelt und pariserisch lackiert, einige nachdenkliche und geduldige Konservative, die das feinere Spiel auf Nummern übten, und der ganze Stab des demokratischen Berges, von dem groben Reiz der Farben bethört, laut und heiß, hungrig nach dem Laufe der Kugel ausgestreckt, mit zerknitterten Hemden zusammengedrängt, in Späßen und in Flüchen. Die deutsch-nationale Gruppe hielt sich mehr nebenan, beim Biere, stumm und gelassen um ein großes Faß, in sehr ausgeliehenen Fräcken; man konnte sie für Musikanten halten, die in der Pause bewirtet wurden. „Bärte, nichts als Bärte," dachte Rudi, der gern einmal ihr Programm erfahren

hätte; aber sie waren schlau und verrieten nichts — Programme stören bloß die Eintracht und man hält sie doch nicht, versicherte der kleine Bismarck von Villach, dem sie gehorchten.

Vor dem Buffet war ein guter Posten. Da staute sich das Gewühle. Da konnte er die Gesellschaft mustern. Es stimmte so ungefähr mit seinen Erwartungen: die Millionäre von gestern, an denen noch die rohe Hast der Börse und doch schon wie ein Escompte der Baronie war; die großen Tribunen des Gemeinderates mit breiten eingelernten Posen, wie Provinzler vor dem Photographen; die ewigen Gründer der „großen anständigen Tageszeitung gegen die Korruption ohne Ansehung der Partei"; der Katheder-Sozialist der Universität, der den Mirabeaus des vierten Standes für ihre Reden die Citate lieferte; der Herausgeber des illustrierten Prachtwerkes „Die Staatsmänner Europas"; die gewissen Salon-Maler, die ihre Bilder so schön erzählen; der Komponist, der kein Libretto findet; russische Hofschauspieler, vornehmlich verächtlich resigniert, bis Wien wieder Theaterstadt würde, mit der herzoglich Coburgischen Herzog-Ernst-Medaille am grünen Bande und der Krone des Circolo Frentano; die falsche Lebewelt „vom Grund" aus den Jockey-Clubs der Vorstadt, mit deutschmeisterischen Sechsern, schweren Ringen an den Fingern, die kutschieren wollen, Sammetkrägen auf den Fräcken; die geselligen Talente, welche jede Tierstimme und die Burgschauspieler imitieren, was in Japan Taikomati heißt, Kartenkünstler und Bauchredner aus Liebe; und der ganze Anhang der Familie

von Vettern und von Freunden, „die Spezis“ des alten Seiler, verdutzt und sprachlos und auch wieder selbstbewußt vor so viel unerhörtem Glanze, der im Grunde ja doch zuletzt von seinen guten kleinen Würsten stammte, brave dicke Leute, die behutsam ihr buntes Taschentuch vorbanden, wenn sie aßen oder tranken.

Jetzt wollte er aber doch endlich hinauf, zum Tanze, die Hausfrau begrüßen, Margit sehen.

Als er über die Treppe ging, auf die Klänge zu, wurde er von einem Atemlosen fast umgerannt. Wie er seinen geduckten unsicheren Blick des Kurzsichtigen erhob, erkannte er Gustel Speyern, den feschen Gustel, der beim Ballett der Jupiter hieß, weil er immer blitzte. Sie waren Schulkameraden, vom akademischen Gymnasium her. „A Du!“, sagte Gustel getröstet. „Seers! Ich hab' ein damisches Pech. Eine Braut ist hinter mir, aber die wird sich schneiden. Ganz verrückt bin ich doch noch nicht!“ Und er klammerte sich trotzig an Lederer, als ob ihn keine Macht der Welt mehr wegbringen sollte.

Da hörten sie auch schon eine süßliche, schleimige, watschelnde Stimme: „Aber deswegen brauchens doch nicht gleich davon zu laufen, Herr von Speyern! Man wird doch noch reden dürfen. Was habens denn bloß eigentlich?“

Gustel fühlte sich am Arme Rudis sicher, mutig und entschieden: „Ich habe Ihnen schon gesagt, gnädige Frau — es thut mir sehr leid, aber das Ganze ist ein Mißverständnis — ich denke garnicht an ihre Tochter —„

„Jessas, das arme Mädel! . . . Und sie ist so verschossen in Sie —“

„Ich kann ihr aber nicht helfen — wenn ich Ihnen ſchon ſag . . .!“ Und er nahm ſeinen ganzen Zorn zuſammen und redete ſogar hochdeutſch: „Ich liebe Ihre Tochter nicht!“

„Aber woher wiſſens denn das? Das könnens ja noch garnicht ſagen!“

„Ich liebe Ihre Tochter nicht — da kann man nix machen.“

„Sie kennen ja das Mädel doch noch viel zu wenig! Da werdens ſpäter erſt draufkommen — ich ſag Ihnen: Das Mädel is eine Venus! Das könnens mir glauben! Das werdens nachher erſt ſehen, wanns nur erſt einmal mit ihr verheirat' ſind!“

Rudi hatte alle Mühe, das aufgeregte Mutterherz ein bischen zu beſchwichtigen, daß wenigſtens hier weiter kein Skandal daraus wurde. Guſtel würde ſich die Sache ja noch überlegen. So geſchwind geht das doch nicht.

Guſtel ſah der Alten wütend nach: „Feine Familie! Das möcht' mir grad noch fehlen! . . . Jetzt frag ich: Hat man ſowas ſchon erlebt? G'hört ſich das für eine Mutter? Schämen ſollt ſie ſich!“

„Mein Gott!“ ſagte Rudi, dem dieſe ſittliche Entrüſtung etwas übertrieben ſchien. „Sie haben halt wahrſcheinlich kein Geld. Da müſſen ſie doch dazu ſchau'n.“

Guſtel beruhigte ſich und erzählte von ſeinen neueſten Streichen. Sein Glück bei den Königinnen der vorſtädtiſchen Bälle war berühmt; er galt für einen böſen Don Juan der kleinen Bourgeoiſen. Hübſch konnten ſie den unanſehnlichen und kurzen Burſchen, der einer ſchiefgewickelten, verbogenen Trabucco glich, nicht finden;

aber er hatte zu der frechen Vertraulichkeit des Lebemannes, die unbesonnen ohne Ouverture gleich mitten in die Sache greift, eine wirksame Mischung von gutem dummen Buben, mit dem man sich nicht zu genieren und erst keine langen sentimentalen Geschichten braucht, und verdorbenem angefaultem „Früchtl", das die Nostalgie gemeiner Laster reizt: der Durst nach Encanaillement trieb ihm die Frauen zu.

Rudi holte ihn über Fanny aus; vielleicht konnte er da etwas erfahren . . . und Gustel war durchaus nicht spröde: unnötige Diskretion kannte er nicht; er sagte einem Alles, was er wußte, und manchmal auch noch etwas mehr . . . und da er in jedem Hause, wenn schon einmal mit der Frau garnichts anzufangen war, wenigstens die Köchin liebte, wußte er, was es irgendwie zu wissen gab: er war ein wahrer Lehmann des schlechten Rufes.

Gustel schwärmte für Fanny. Er konnte sie garnicht genug rühmen. An ihr war alles gut und schön. „Und die vernünftigste Person, die ich überhaupt kenn'! Gar keine Sponponaden . . . Die gewissen Sacherln und Fadessen, die's einem bei den andern stieren — keine Spur!"

„Du hast sie natürlich auch schon wieder — Du bist schon ein Hauptschlankl!"

„Nein — geht nicht! Nichts zu machen! Ich hab's oft probirt. Dafür ist sie nicht. Allerweil herumfliegen und eine Masse Leut' und recht viel Spektakel — das ist ihr Gusto."

„Du kommst ziemlich oft her?"

„Immer. Es iſt rieſig gemütlich und es wird einen nie was übel genommen, feſch, feſch! Und wo willſt denn ſonſt in Wien hingehn? In den großen Familien iſt es g'ſpreizt und im Sophien-Saal is fad — hier iſt grad die richtige Miſchung."

Rudi deutete nach dem Saale, dem ſie ſich näherten: „Iſt heute was los?"

„Aber! Da wirſt ſpitzen! Sowas D' erlebſt nicht mehr; lauter ‚bedeutende Weiber', möcht' der Schließmann ſagen".

Sie traten in die heiße Luft, in welcher, von Blüten und von Fleiſch, ein weicher roſiger Staub ſchwamm. Rudi trank den ſüßen Duft und dachte wieder: es giebt doch wirklich auf der ganzen Erde nichts, was man mit der Cigarren-Manufaktur in Sevilla und einem Wiener Ball vergleichen kann; da verblaſſen alle Wünſche, alle Träume; ſchöner könnt's im Himmel auch nicht ſein. Und richtig war da auch Cadi wieder, da unten in der Ecke, mit einem ganzen Hof von ſchmeichleriſchen Schönen, ſehr gefeiert und begehrt — der weidete jetzt ſeinen jungen Ruhm ab; natürlich mußte Fanny von ihm gemalt ſein, der augenblicklich das Teuerſte war, was es in Wien gerade gab.

Fanny empfing ihn ſehr lieb: „Das iſt ſchön, das Sie doch noch gekommen ſind! Jeſſas — da muß ich gleich die Gretel ſuchen. Die wird ſich ſchrecklich freuen!" Es gab ihm einen heftigen Stoß, wie ſie das ſagte, und that ihm wehe. Aber dann beſann er ſich — es war ja doch weiter garnichts dabei, daß ſie ihren Namen ein bischen verwienerte, und Gretel

oder Margit konnte ihm schließlich ganz gleich sein. Und dennoch blieb, wie er sich auch mit Argumenten plagte, ein zäher Rest von unbegründeter Verstimmung, als ob sie ihm plötzlich weggenommen und alle Hoffnung vertrieben wäre.

Er sagte Fanny die üblichen Phrasen. Sie plauderte ganz nett und gefiel ihm. Zuerst hatte sie ein paar zuwidere Gesten, die offenbar nicht ihr gehörten, sondern aus der „Burg" entliehen waren, von der Schratt und Wolter; aber sie ließ das bald und wurde natürlich. Sie redete ein bischen viel und erwartete keine Antwort ihrer Fragen. Aber es war ein frischer, lustiger und gesunder Ton, und wie sie immer, wenn sie sich wunderte oder erregte, gleich alle Heiligen anrief und jeden Satz mit Um Gotteswillen, Jessas oder Heilig begann, das gab der Rede eine Note von Provinz und Wildfang, die ihm schmeckte. In ihrem Taumel, wie alles an ihr nach Glanz und Lärm und Freude schrie, war ein Stolz von üppiger Kraft und tiefer Fülle, wie man es auf dem Lande an jungen Mädchen sieht, wenn sie dreschen. Er hatte, so oft ihr Wort oder ihre Geste ihn streifte, ein behaglich und zuversichtlich lüsternes Gefühl, wie wenn man eine frische Kiste von Virginiern öffnet.

Jetzt sah er Margit im Gewühle des Tanzes. Sie hatten sich doch ganz albern und eitel gequält, mit dieser läppischen und tollen Sorge, als ob an ihr etwas verändert wäre! Er fand, wie sie dort schwebte, an jeder Linie und dem weichen Schwunge ihrer Haltung, die feierliche reine makellose Würde wieder, ganz unbe-

rührt und unverändert — nein, das war alles nur Wahn und Laune Melas; wie konnte sie sich denn verändern!

Sie flog als sie ihn erblickte, gleich auf ihn zu, von dem bestürzten Tänzer weg, mit ausgestreckten Händen jauchzend entgegen. „Sie abscheulicher Mensch! Gehört sich das? Ich sollte ja überhaupt mit Ihnen garnicht mehr reden!“ Und sie zog ihn nebenan, aus dem lauten Wirbel fort, in den weiten stummen Wintergarten, hinter den einsamen Brunnen, der von sanften großen Tropfen leise wie im Schlafe raunte. Da klagte sie, wie bange und verlassen ihr um ihn gewesen, und schalt ihn, daß er sie ganz vergessen und treulos den beschworenen Pact gebrochen; aber das ging bei ihr nicht so, da kannte er sie schlecht: sie ließ ihn einfach nicht mehr los — und er durfte auch nicht so häßlich sein, sie brauchte ihn ja, sie brauchte einen Kameraden, der ihr ein bischen gut war und an sie dachte und ihr half. So schmollte und bat und zürnte sie und er sog den feuchten Glanz der tiefen warmen vollen Stimme.

Sie wurde gleich wieder zum Tanze geholt. Nein sie war nicht verändert und vertauscht — keine Spur! Deutlicher vielmehr und wirksamer schien ihre Natur, mächtiger und freier, als ob jetzt gleichsam das Pedal dazu getreten würde: alles klang in brausenden Akkorden. Er hatte sie niemals schöner gesehen. Und plötzlich dachte er fast gehässig an den Mann: es war eine besondere Perfidie von ihm, gerade jetzt zu erkranken und zu ver-

reiſen — aber der Herr würde ſich täuſchen; er war nicht der Narr, deswegen ſein Glück zu verſäumen!

Als ſie wiederkehrte, ſprachen ſie von Mela. Er dachte der ſeligen köſtlichen Stunden in dem kleinen Salon, unter dem frechen Näschen der frommen Helene. Es that ihr ja auch ſehr leid . . . ſie waren ſo heiter und innig zuſammen geweſen . . . aber ſie konnte ſich von Mela doch nicht jeden anderen Verkehr verbieten laſſen! Es kam ein herriſcher und harter Zug von Trotz und Feindſchaft um ihre breite höhniſch ausgebogene Unterlippe, die das Fleiſch der Zähne zeigte . . . und überhaupt, ſie ließ ſich nicht tyranniſieren, von niemandem gar niemandem auf der Welt, ſie folgte ihren Launen! Das wußte ſie ſchon, daß ſie ſelber auch nicht ohne Schuld war . . . aber man durfte mit ihr nicht gleich ſo ſtrenge ſein, man mußte Geduld und Mitleid mit ihr haben! Da wurde ſie leiſe und ſchmerzlich, in halben, zagen Tönen zwiſchen ſuchenden Pauſen, wie über ſich ſelber erſtaunt und ratlos: „Ich bin eben noch immer nicht ganz geſund . . . o nein ich bin gar nicht geſund! Manchmal . . . ich weiß gar nicht was manchmal über mich kommt — ich möchte alles zerreißen — und grade die ich ſonſt am liebſten habe . . . ich kann nichts dafür — die Nerven, ſagt der Doktor — und ich leide ja ſelber am meiſten davon!“ Sie ſah mit langen, ſtarren, wie von tiefer Not erpreßten, flehentlich geſtreckten und doch blind verirrten Blicken weit, weit weg, gleichſam durch die Wände, als ob ſie vor ihnen verſänken, um eine ferne Hilfe. Nun hatte ſie wieder das Böckliniſche, die verrinnenden und ent-

glittenen Formen, dieſe dumpfe Verlorenheit an heimliches Leid.

Er ſollte die Quadrille neben ihr tanzen. Sie war von Straß engagiert. Natürlich, ſolche Brüder ſpielten ja hier die erſte Geige ... Er ärgerte ſich, wie er nur den Namen hörte. Aber das Herumſtehen hatte er auch ſchon ſatt. Fanny brachte ihm eine Tänzerin, eine winzige, ziemlich beleibte, aber ſoweit es ihr Umfang geſtattete, noch immer ganz graziöſe Bovary — es ſtimmte eigentlich gar nicht und er wußte wirklich nicht, warum er ſie ſo taxierte. Irgend eine Hofrätin — er vergaß gleich wieder, wie ſie hieß; aber den Titel merkte man ſich an den gewiſſen gönnerhaften Blicken, die mit dem Range und der ganzen Penſion geſtempelt waren. Gerade nicht mehr allererſte Blüte, ein bischen geſchminkt, gut plombiert, ganz hübſche unruhige verliebte Augen, wenn ſie nicht gerade die Nähe des Miniſteriums markierten, und kleine weiche warme Finger, die ſich in der Hand des Nachbars gern vergaßen. Schließlich war es immer noch geſcheiter, als in den Ecken zu lungern und zu gähnen. Und vielleicht konnte er Margit ein bischen eiferſüchtig machen — mit dieſer koketten Puppe war das doch nicht ſchwer und ſie verdiente es.

Er konnte ſich nicht helfen: dieſer Straß, der hier natürlich mit ſeiner frechen Schnauze gewaltig imponierte, weil er „eine gar ſo ſchöne Ausſprach'" hatte, dieſer Straß verdroß ihn ſehr. Er fand, wie viel er ſuchte, keinen rechten Grund, aber alle Einreden des Verſtandes blieben wehrlos gegen ſeinen zähen unnach-

giebigen Instinkt von Haß und Warnung. Es ließ sich nichts machen: alles an dem Kerl reizte und empörte ihn; er wurde nervöse, wenn er ihn nur hörte oder sah. Dieser schrille, aus der Fistel schnarrende Accent — die harte Paradehaltung seiner spitzen, steifen Höflichkeit, als wäre jedes Wort und jede Geste wie sein Schnurrbart immer mit dem Eisen ausgezogen — die aufdringliche eckige und grelle Eleganz von deutschem Offizier in Civil, mit den kantigen und scharfen Schultern im rechten Winkel jäh vom Halse weg, wie die Berliner Schneider eben arbeiten — er vertrug das einmal nicht! Und er wollte es ihr schon mit der Hofrätin vergelten — aber gehörig!

Die paßte dafür gerade vortrefflich; eine bessere konnte er gar nicht wünschen. Alles ging bei ihr mit Siebenmeilenstiefeln. Sie hatte ein besonderes Talent, den sentimentalen Prolog zu verkürzen und immer gleich drei Stufen der Galanterie auf einmal zu nehmen. Es amüsierte Rudi und er durfte sich ja doch auch von ihr nicht beschämen lassen. So behandelten sie den Flirt, wie fertige Meister das Schach behandeln, wenn sie sich einmal für eine Eröffnung entschieden haben. Die ausgeprobten Züge folgen unbesonnen Schlag auf Schlag, in gedankenloser Hast, mechanisch, da jeder die Antwort des andern voraus und den vorgeschriebenen Verlauf weiß, ungeduldig, bis nur das Werkel endlich einmal entwickelt und die Entscheidung gestellt ist.

Margit hätte er jetzt am liebsten geprügelt. Sie benahm sich abscheulich. Es war unglaublich. Sie kümmerte sich einfach garnicht mehr um ihn; sie hörte

und ſah nicht mehr auf ihn; ſie lebte nur noch für ihren Tänzer. Und eben den ſüßen, rufenden und verſprechenden Blick, wie gerade noch mit ihm, eben den heimlichen und vertrauten Ton hatte ſie jetzt ganz ebenſo für Straß.

Uebrigens: wie ſie wollte! Das war das ſicherſte Mittel, ſein Gefühl zu vertreiben. Er lief den Weibern nicht nach; er bettelte nicht! Da würde die gute Dame ſich verrechnen. Darin hatte er gar keine Uebung und Gewohnheit .... und er hatte es auch wirklich nicht nötig — Gott ſei Dank! Er fühlte durchaus keinen Beruf zum Brakenburg — wenigſtens hätte es ein etwas reputierlicher Egmont ſein müſſen. Nein, dafür dankte er ergebenſt. Das war nicht ſeine Art. Entweder — oder! Wenn ihr Herr Straß beſſer gefiel — bitte, bedienen Sie ſich! Ueber Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten. Es gab ja andere genug. Die kleine Bovary war wirklich ganz nett. Und er ſagte der Hofrätin, während ſie nach der Quadrille im Saale ſpazierten, alles was eigentlich für Margit beſtimmt war — eine ſehr ſchöne und heiße Erklärung, ſo leidenſchaftlich und bewegt, daß ihm zuletzt doch wieder beinahe um Margit leid that.

Aber nein — ſie hatte es nicht beſſer verdient. Er wollte mit ihr überhaupt garnicht mehr ſprechen. Sie ſollte ſehen, daß er ſich auch ohne ſie ganz ausgezeichnet amüſieren konnte.

„Du, Du!“ drohte ihm Guſtel, wie er die Hofrätin verließ. „Das wird doch nicht gehen! Gar ſo jung darfſt Du doch nicht mehr thun, daß Du die Frau Jeſus Chriſtus —“

„Wie nennſt Du ſie?“

„Na, weil ſie auch immer ſagt: Laſſet die Kleinen zu mir kommen! Sie fliegt auf die Thereſianiſten. Gratuliere!“

Es war entſetzlich ſchwül im Saale. Nach dem Brunnen wollte er nicht — da konnte ihn Margit ſuchen; ſie ſollte nicht glauben, daß er ſie erwartete. Er ſtrich draußen durch die Gänge. Er hätte gerne ein bischen geplaudert. Aber Cadi gaben die Weiber nicht los und Guſtel hopſte ſchon wieder im Walzer. Er ärgerte ſich. Er wollte nicht an Margit denken. Er wollte auch nicht fort. Und immer tanzen — er wollte lieber irgend ein ſtilles, gemütliches Geſpräch, mit irgendwem, über irgendwas . . . . und eine behagliche Cigarette dazu.

Da hing eine Landſchaft von Jettel. Der feierliche reine Friede ihrer milden Stimmung, wie in ihr gleichſam die Seele ländlicher Sommerabende gemalt war, gefiel ihm, aber der ſchwere üppige Rahmen erdrückte das ſtille Bild. Er brauchte jemanden, bei dem er ſich beſchweren konnte. Er ereiferte ſich gern gegen die häßliche Unſitte der Rahmen, deren üppiges und breites Gewicht alle Stimmungen verdarb; höchſtens ganz einfache ſchmale ſchwarze ließ er gelten. Er mußte es entſchieden jemandem ſagen; das wurde ihm jetzt plötzlich ein unabweisliches Bedürfnis — ſonſt platzte er noch vor Aerger. Er packte den alten, nachdenklichen Herrn zuſammen, der eben vorüber kam. Der glich Einem, der gut zuhören würde, ohne Einwände und Gehorſam; und er ſah ſonſt gerade keinen Anderen. Er kannte ihn nicht; es konnte ein engliſcher Admiral oder auch ein Zahlkellner der

inneren Stadt ſein — ſo beiläufig ſchätzte er ſeine glatte, in regungsloſe Würde gefaltete Miene: ein Ibſenkopf, aus dem der Geiſt entwichen und die Haare ausgefallen waren. Aber das kümmerte ihn ja nichts: er wollte doch nur ſeine Rede gegen die Rahmen verzapfen. Das that er denn auch mit vielen und eindringlichen Argumenten und bewies es handgreiflich an dieſem ſchlagenden Beiſpiel.

„A ja“, ſagte der würdige alte Herr ſehr höflich. „Sie ſind Maler?“

„Das zwar nicht, aber Sie müſſen mir zugeben —“

„Pardon, erlauben Sie! Aber wenn Sie kein Maler ſind, dann geht Sie wohl eigentlich die Sache gar nichts an! Was brauchen Sie ſich den Kopf der Maler zu zerbrechen?“ Es war immer noch artig und verbindlich, aber ſtrenge und ſcharf erklärt, mit unverhohlenem Tadel und einer Note von Polizei in der kalten harten Stimme, wie um eine ausbrechende Unruhe zu meiſtern und zur gerechten Ordnung zu verweiſen.

Das kam Rudi gerade recht. Nun ließ er ihn ſchon garnicht mehr los. Darauf lauerte er ja bloß. Wenn es irgendwo einen zu „frozzeln“ gab, das verſäumte er niemals. Er hatte das noch aus der Pariſer Periode. Embêter les bourgeois ſagten ſie dort; er überſetzte es: „Die Spießer giften“. Das ſchien ihm der verdienſtlichſte Beruf.

Er ſtellte ſich feierlichſt vor, mit Namen und Titel. Das mußte ſtets mit einer beſonderen Grandezza geſchehen in dieſen Fällen. Der alte Herr verneigte ſich

und reichte ihm die Hand: „Freut mich sehr — Hofrat Pfob!“

Der Gatte seiner Bovary! Die Geschichte wurde immer lustiger; das gab sicherlich noch manchen Spaß! Und wenn er früher noch schwankte, ob sie denn überhaupt dafür stand — jetzt war es entschieden: die Frau versprach nicht gar so viel, aber dieser Gatte verdiente es wirklich. Es kommt ja stets mehr auf den Mann an, den man betrügt; das bestätigen alle Kenner. Und er betrachtete zärtlich seine breite denkerhafte gelbe Glatze, wie wenn man über ein liebes Land sieht, wo man sich niederlassen und anbauen und redlich schaffen will.

Sie plauderten lange und vertraulich. Lederer klagte über den Verfall des Geschmackes; ob denn da die Regierung nicht doch etwas dagegen thun könnte? Wenn man es genau nahm, waren ja diese neuen Maler im Grunde auch nicht besser als die Sozialdemokraten. „Und ich bitte Sie, überhaupt“, bekräftigte ihn der Hofrat. „Rafael ist doch keiner. Also wozu?“

„Aber das sieht eben der Pöbel nicht ein.“

„Die Sache wird ja übrigens von selbst ein Ende nehmen. Im Belvedere ist schon lang' kein Platz mehr und ewig kann's im neuen Museum auch nicht dauern! Da hört sich das dann von selber auf!“

Rudi drückte ihm dankbar die Hand. Er liebte die Worte, welche die Seele von Klassen und Ständen verraten und sammelte gern den korrekten Biedermann, wie er denkt und spricht. Sie schieden in herzlicher

Freundschaft und der Hofrat nahm einen sehr guten Eindruck mit.

Hempel keuchte heran und schimpfte. Er schimpfte auf alles. Er schimpfte auf die Toiletten, auf die Musik, auf die ganze Wirtschaft. „Aber das ist echt! Champagner, elektrisches Licht, gallonierte Bediente — und einen Klavierspieler um drei Gulden, der nur zwei Walzer kann! Den müssen's in Hernals irgendwo ausgegraben haben."

„Aber das Essen war doch gut? Der Gustl wenigstens hat mir erzählt: das Essen ist immer vom Sacher!"

„Mir wär' lieber, das Essen wär' vom Greißler und die Gäst' wären vom Sacher!"

Er mußte doch endlich wieder in den Saal zurück. Mit Cadi war nichts zu machen. Den gaben die Weiber nicht los. Gustl flog toll herum und glich einem Fiaker, der sich als Faun maskiert. „Nicht einmal Fiaker!" grunzte Hempel. „Einspänner! Höchstens Einspänner — aber man könnte schon beinahe Wasserer sagen!"

Fanny gefiel ihm immer besser; die Gegend um den Mund war gar so lieb. Sie hatte auf den Lippen wie einen zusammengebundenen Schwarm von Lachen, der gleich entschwirren und tausendfältig auseinander flattern würde. Die kleine, schmale Furche nach der Nase hinauf, die Hempel eine „stilvolle Rotz-Allee" nannte, gab ihr was Lustiges und kindlich Gutes.

Da kam Margit, nahm seinen Arm und, indem sie das Köpfchen schief an seine Schulter lehnte und mit demütigen, scheuen Blicken, die doch Uebermut, List und Neckerei verrieten, zu ihm sah, sagte sie zärtlich:

„Sind Sie noch böse? Nit bös sein, bitte, bitte! Wär' doch schade — wir zwei dürfen uns nicht streiten!" Es war wie eine tiefe, innige Liebkosung, aber er hörte doch, wie es in einen heimlichen Spott verklang, und wollte sich tapfer wehren.

Er nahm eine trotzige und blasierte Miene: „Wenn Ihnen der Herr mit den eckigen Schultern lieber ist — bitte! Ich will Ihr Glück nicht stören."

„Wer wird denn gleich so abscheulich sein! Man kann sich doch nicht ganz an einen Einzigen verschenken — das geht doch nicht! Die Männer verdienen es gar nicht! Schlau muß man sein — und sich ein bisserl verteilen. Da — schaun Sie: der gehört Ihnen, ganz! . . .

Sie hielt ihm die Hand hin und streckte den ausgespreizten Daumen entgegen; dann, indem sie die anderen Finger der Reihe nach öffnete, einer nach dem andern: „Und der auch, der liebe schmale — ist er nicht wirklich herzig? Und da, der lange auch — und sogar der mit den großen Ringen — schaun Sie: den können Sie sogar versetzen! Die gehören alle Ihnen — Ihnen ganz allein — unwiderruflich! Ist das nicht edel genug? Und für den armen Straß bleibt nichts als der ganz kleine da — das steht doch wirklich gar nicht dafür, daß man überhaupt davon redet! Nicht —?"

Aber er wehrte sich tapfer und markierte noch immer finsteren Aerger: „Muß denn der überhaupt was kriegen? Ist das absolut unvermeidlich?"

Sie verzog die Lippen, trotzig und gekränkt, wie ein Kind in schlimmer Laune, das gleich heulen wird,

zu dem berühmten, „unwiderſtehlichen Comteſſen-Schnoferl“, wie es Mela nannte. Und in langen, klagenden und ſchmollenden Vokalen, die ſie bittend dehnte: „Ja — ein biſſel ſchon — ſchaun Sie! Er verdient es. Er redet wie ein Buch“. Und es blitzte in ihrem bekümmerten und flehentlichen Blicke ſchon wieder von ſchelmiſchem Verrat.

Er fragte gereizt: „So geſcheit? Natürlich, weil es ein Berliner iſt —“

„Nein, geſcheit gerade nicht — aber —“ Sie reckte den Hals, wie ein Pudel, der ans Fenſter will.

Er wurde ungeduldig. „Was?“

„So geſpreizt — wie ein wichtiges Buch von einem großen Profeſſor“. Da konnten ſie ſich nicht mehr halten und lachten beide hell heraus. Er war ſchon wieder ganz verſöhnt. „Na dann freilich — da wird es wohl nicht anders gehen. Aber dann geben Sie ihm meinetwegen den mit den Ringen! Den Kleinen da, verehrte Dame — da muß ich ſchon bitten! Gerade den Kleinen kann ich nicht entbehren, den brauche ich unbedingt!“

„Warum denn?“ fragte ſie argwöhniſch. „Warum denn gerade den Kleinen?“

Da runzelte er die Stirne und warf die Lippen grimmig auf, daß es die Schnurrbartſpitzen ſträubte, und machte finſtere, wilde Augen, wie ein Krampus. „Weil ich der Teufel bin — der nimmt ſich dann die ganze Hand, bekanntlich!“

Sie riß die Hand weg, nach der er greifen wollte, und richtete ſich jäh und ſteif empor, plötzlich wieder

ganz fremd und fern in Ton und Geste, hochmütig und starr, mit einer gemachten, hohlen und komödiantischen Würde: „Pardon — die Hand ist schon vergeben."

Da brach er heftig aus. Es war der Ton, der ihn reizte, das Unwahre und Falsche in diesem ausgeliehenen Tone. „Spielen Sie nicht mit mir, Margit! Ich bitte mir das aus. Ich lass' mich nicht so behandeln — alle füuf Minuten anders!"

Sie nestelte an ihrem Kleide und sah ratlos vor sich nieder. Es lag eine rührende Not auf ihrer Ohnmacht, eine tiefe Ergebung in Unvermeidliches, die nicht mehr hofft. Sie schien, als würde sie gleich versinken.

Er bereute schon seinen Zorn und begütete. „Sie müssen das doch selber einsehen! Ich kann mir das nicht gefallen lassen — alles hat seine Grenzen! Und wenn sie sich wenigstens nur diesen Straß abgewöhnen möchten — das Andere, mein Gott! Aber das bringt mich noch ganz auseinander. Ich vertrag' es einfach nicht. Er oder ich. Entweder — oder!"

Jetzt hob sie langsam den Blick und erholte sich und kehrte wieder. „Aber Rudi — ist es denn Ernst?"

„Wundert Sie das vielleicht? Das können Sie mir doch wirklich nicht verargen! Sie sind ja in einer Weise lieb und nett mit ihm —"

Sie lächelte leise und freute sich an seinem Aerger; und wie sie auf der Schwelle des Gartens den Tänzer sah, der sie holen würde, sagte sie dankbar, zärtlich und nur ein klein wenig von oben herab: „Dummer Bub'! Daß Sie das nicht verstehen! Mit ihm kann ich leicht

lieb und nett ſein, viel netter als mit Ihnen — weil der mir nicht gefährlich iſt!"

Und ſchon war ſie fort, zum Tanze entführt, bevor er es noch recht verſtehen und glauben konnte. Nein, er wagte es nicht, er wagte es gar nicht zu denken. Es traf ihn wie ein unverdientes Wunder und . . . das ja überhaupt gar nicht möglich iſt! Und er taſtete vor ſich, fühlte mit den Fingern und griff nach ſeiner Naſe, ob es denn nicht Wahn und Täuſchung der bethörten Sinne war. Aber er lebte doch und wachte deutlich und hatte kaum getrunken.

Er rannte die alte Seiler faſt um, die dicke Mama, die heimlich in den Ecken, wenn es gerade niemand ſah, die Lampen löſchte, weil es um das teuere Licht doch wirklich ſchade war. Sie konnte ſich in die neue Wirtſchaft nicht finden und jammerte über die Verſchwendung. „Und denken's Ihnen nur: So eine Dummheit! Laßt's nit heut' in der Früh' noch extra wichſen, wo doch ohnehin alles gleich wieder zuſammen getrampelt wird, mit der dalkerten Tanzerei! Aber i ſag's ja: die jungen Leut'! Und dann ſchimpfen's auf die ſchlechten Zeiten."

Er hörte ſie nicht. Er wußte nichts mehr als nur jenes köſtliche Wort. Er ſah nichts mehr als immer nur das Geſtändnis des Verſprechens in ihrem Blicke. Der Reſt der Erde war verſunken und entſtoben.

Jetzt durfte er es ihr endlich ſagen, jetzt mußte er es ihr ſagen .... Alles, das ganze, heftige, ſo lange mutlos verhaltene Gefühl, die tiefe Leidenſchaft, die er ja ſelber noch gar nicht geahnt.

Er zog ſie, wie er ſie von dem Tänzer empfing, hinter den Brunnen. Sie gingen ſtumm und atemlos und ſtanden lange vor den großen, ſchweren, müden Tropfen. Endlich raffte er ſich auf: „Ich muß es — ich muß es Ihnen ſagen!“

Sie lehnte am Rande des Beckens, daß der Atem des Waſſers ihren Nacken ſtreifte. Und ſehr haſtig, indem ſie nervöſe den Fächer ſchlug, daß es wie ein knarrendes Geräuſch von Nüßen gab: „Ich weiß ſchon ... ich weiß ſchon ... wir hätten gleich davon reden ſollen! Sie wollen mich um Eugen fragen ... Es geht ihm beſſer, danke, viel beſſer, ſchon bedeutend beſſer, Gott ſei Dank! Er hat mir erſt heute geſchrieben. Er kommt bald wieder!“ Er ſah auf ſie und fand kein Wort. Es klang in ihrer Rede wie um Hilfe. Er hätte am liebſten geweint, weil ſie litt.

Und ſie wiederholte es ... die ganze Leier noch einmal und immer wieder ... wie ein wunderthätiges Gebet, das ſchützen kann und heilen wird ... und als ob ſie in ſich ſelber allmählich erſt viele Zweifel bezwingen und Zuverſicht gewinnen müßte ... die gleiche Leier immer wieder, von dem Briefe des Mannes und den Berichten der Aerzte und: er kommt bald zurück, er kommt ja jetzt bald wieder!

Er konnte vor Erbarmen nichts ſagen. Er legte ihre Hand in ſeinen Arm und führte ſie langſam. Sie neigte ſchlaff das Köpfchen und lächelte irre und ſtammelte gierig: „Ja ... tanzen ... tanzen ... oh!“ Sie taumelten ſtumm durch den Walzer. Es war ihnen eine ſelige Flucht, aus allen Gedanken fort, ins Glück.

Der Doktor zog ihn weg. „Sie wenigſtens — Sie hätt' ich doch für vernünftiger gehalten! Sehen Sie denn nicht, daß es ihr Tod ſein kann?“

Rudi ſah erſtaunt und unverſtändig. Er begriff erſt lange nicht, was er hörte. Er wußte garnichts mehr. Er wunderte ſich, daß die anderen noch da waren. Er ſammelte ſich mühſam. „Iſt ſie denn — ſie iſt doch nicht mehr krank!“

„Sehen Sie doch nur einmal hin! Glauben Sie vielleicht, ſo tanzt eine Geſunde? Da täuſchen Sie ſich aber gehörig! ... Sie macht mir bald mehr Sorge als der Mann. Ich möchte, er käme bald wieder. Ich weiß mir ſonſt keinen Rat. Es ſind an ihr ganz fremde und unbegreifliche Sachen.“

Er fand den Doktor rieſig komiſch, daß er ſich mit dieſer albernen und eitlen Angſt ſo unnütz quälte. Ueberhaupt: alles war auf einmal furchtbar komiſch! Er ſah im Kreiſe rings herum und alles reizte ſein heimliches Lachen. Alles that ſo wichtig und ſo groß und war ſo winzig und gering vor ſeinem Glücke! Dabei drehten ſich die guten Leute ruhig weiter und wirbelten ganz unverdroſſen fort, als wäre nicht das Mindeſte geſchehen, und merkten es gar nicht einmal!

Er konnte den Doktor nicht länger hören; er hätte ihm ſonſt ins Geſicht gelacht und hätte ihm alles geſagt. Es riß ihn ruhelos durch das Gewühl. Mit allen redete er und lachte. Er hätte es ihnen ums Leben gern geſagt! Er brauchte viele Kraft, an ſich zu halten und nichts zu verraten. Jauchzen und weinen hätte er mögen und es laut durch den Saal ſchreien

und auf allen Straßen verkünden, bis die ganze Erde es wüßte!

Es war ein toller Taumel von Gefühlen. Bald sah er sie, während strenge, feierliche Chöre aus verhüllten Gründen drangen, milde von besonnter Wolke lächeln und sah sich unten im Staube als scheuen Anwalt der bedrängten Menschen vor der ewigen Kaiserin des Glückes. Bald hätte er ihr mitten im Gedränge gerne das blasse und verstörte Köpfchen zwischen die Hände genommem und, während die Musik einen Tusch spielen mußte, einen lustigen Toast auf sich gejauchzt, dem jetzt die kleine Frau gehörte . . . na Cadi und Gustl, die möchten spitzen! Bald trug er sie von den dummen Leuten fort nach einer heimlichen Insel weit im blauen Meer, wohin er kein irdisches Geschöpf als höchstens einmal die Woche die „Fliegenden Blätter" ließe, und herzte sie zwischen Palmen und Orangen und genug Champagner und zupfte das widerspenstige Näschen, bis es gerade und ordentlich und ein klassisches Muster wurde. So war sie ihm Fürstin und Kind und Puppe und er wollte ihr Priester und Sklave und Herr sein. Aber am liebsten hätte er ihr doch die sanften blassen Finger geküßt und es ihr leise vertraut: „Ich habe Dich sehr lieb!"

Dieses Mal war die Sache in Ordnung. Närrischer konnte sich keiner betragen. Dieses Mal war es offenbar endlich die richtige Liebe.

Jetzt schleppten sie den dicken Papa Seiler, der auf seinen morschen, dünnen Beinchen wie auf Stelzen schwankte, auf das Podium hinauf, ans Klavier. „Das

ist immer der Gipfel des Programms, jedesmal," erklärte Gustl, „wenn der Alte zum Klavier gewälzt wird, um den lieben Augustin zu spielen. Es giebt eine große Hetz' und zugleich beweist das Haus den Atavismus seiner Bildung. Ich hab' nur immer Angst, es bricht einmal der arme Sessel." Sie jauchzten und strampelten und klatschten und hoben den enormen Klumpen auf die Schulter und trugen ihn im Triumphe. Rudi tobte mitten im ärgsten Knäuel der Jüngsten. Er mußte sich ausspannen und entladen; sonst wurde er noch gesprengt.

Als der Wirbel verlaufen war, fand er Margit nicht mehr. Er suchte sie lange. Er wollte ihr weiter nichts sagen; er wollte sie nur sehen. Aber sie war heimlich fort. Er lächelte ihrer lieben Angst und wurde geschmeichelt und gerührt. Und zärtlich begleitete er sie im Geiste. Er sah sie verschüchtert und erschreckt in die Ecke des Wagens gekauert, wie sie an ihn dachte und ihn fürchtete und nach ihm rief, und sah sie daheim sich langsam entkleiden, zu Bette gehen und die Arme öffnen und hörte in ihrem Traum seinen Namen.

Es war jetzt entschieden und er fühlte eine tiefe selige Heiterkeit. Die Zweifel schwiegen. Sie gehörten sich. Sie brauchten sich nichts mehr zu sagen und kein Wunsch, kein Vorsatz, keine Reue konnten es ändern. Es war jetzt entschieden.

Da dachte er plötzlich an den Mann. Er dachte zärtlich und mitleidig an ihn. Sie wollten ihn ja nicht kränken. Aber sie konnten ja nichts dafür. Es war heftiger als sie: sie mußten gehorchen. Es galt

nur, keine schuldige Rücksicht zu versäumen. Sie mußten suchen, ihm Leid und Kummer zu ersparen. Ja, wenn er gesund gewesen wäre — da löste sich alles sehr einfach und bequem. Verständige Leute achten das Recht der Leidenschaft: denn sie wissen ihre Macht. Man hätte sich ruhig auseinandergesetzt: „ich liebe Ihre Frau und sie liebt mich — es thut uns ja sehr leid, aber was wollen Sie denn dagegen machen?“ Natürlich hätte es zuerst eine ungemütliche Scene gegeben — so ganz glatt gingen diese Dinge nun einmal auch unter den besten Menschen nicht. Aber zuletzt hätte er sich doch in das Unvermeidliche gefügt und dann — ja, das heißt ... ganz so einfach war die Sache doch nicht. Da gab es noch manchen schlimmen Haken. Scheidung? Und den ganzen Skandal mit den schmutzigen Geschichten in der Revolverpresse ... und das Zwinkern und Klatschen und Tuscheln, wenn er mit ihr über den Ring gehen würde — es war doch nicht irgend eine Bäckersfrau, die niemand kannte..... und all der häßliche Verdruß in seiner Familie, das Hin- und Her von Räten und Warnungen bei den Vettern und Tanten..... und dann kam auch noch die leidige Frage um das Geld: er hatte viel weniger als Eugen und litt den Gedanken nicht, daß sie sich für ihn einschränken und gewohntem Behagen entsagen müßte ... das würde er nicht acht Tage ertragen! In der Theorie ist das Alles viel schöner und bequemer.

Uebrigens vorderhand war ja das Alles eitel und nichtig. Er quälte sich ganz unnütz. Wenn er auch einen Rat fand — das konnte ihm jetzt doch nichts

helfen, so lange Eugen krank und fern war. Jetzt gab es nichts Anderes als — ja, das wußte er nicht!

Sie konnten nicht mehr zurück. Sie waren schon zu weit. Aber sie konnten es ja jetzt nicht entscheiden, bis er nicht zurück war. Und warten, geduldig und besonnen warten — ah, warten konnten sie schon garnicht!

Betrügen — das sagt sich so leicht . . . und man thut es ja auch . . . und im Prinzip hatte er garnichts dagegen! Aber mit einem Freunde, den man achtete und liebte — da wurde es schon etwas heikel. Gerade weil man ihn liebte, wollte man ihn nicht betrügen, weil es einem den ganzen Genuß verdarb; und gerade weil man ihn liebte, mußte man ihn schließlich betrügen, weil man ihn doch nicht durch ein ehrliches Geständnis kränken durfte. Und nun gar noch ein Kranker, der von allem garnichts ahnte und sich nicht wehren konnte — das war gar so feige, diebisch und hinterlistig!

Er wurde sehr ärgerlich über sich selber. Da hatte er es wieder einmal! Das Glück meinte es gar nicht so schlecht mit ihm. Aber er verdarb sich alles selbst durch das verwünschte Denken. Was brauchte er sich gleich wieder mit tausend Sorgen zu quälen? Was ergab er sich nicht gelassen und unbekümmert dem unvermeidlichen Verlauf der Dinge, die ja doch zuletzt den eigenen Trieben gehorchten und nach seinen Vorsätzen nicht fragten? Was mühte er sich viel, dem Schicksale dreinzureden und vorzuschreiben — zuletzt war er doch nur der Blamierte!

Das verwünschte Denken! Es half nichts und ver-

wirrte alles. Er wollte nicht länger der Narr des Verstandes sein. Es war doch ganz deutlich und klar — wenn er nur nicht seine eigene Vorsehung spielen wollte! Er liebte Margit — das hatte er nicht gemacht, dafür konnte er nichts und es ließ sich nicht ändern; und Margit liebte ihn — das war wahrhaftig auch nicht seine Schuld; nun war Margit eine anständige Frau und er war ein anständiger Mann — also verwiesen sie jeden bösen Gedanken und entsagten allen Wünschen; und wenn sie dennoch einmal von den Sinnen überrumpelt und bezwungen wurden — das war dann eben ein Pech und kein Mensch konnte ihnen einen Vorwurf machen. Sonst wollte er nichts mehr denken. Unmögliches durfte man nicht von ihm verlangen. Er war kein Märtyrer und Held. Dazu fühlte er gar keinen Beruf.

Das verwünschte Denken! Wenn er jetzt heimging, war er verloren. Dann quälte er sich wieder zwei Stunden. Und er wußte, daß es garnichts half. Er mochte sich noch so schön entschließen — im letzten Moment wurde es doch ganz anders, wie es die Sinne gerade wollten. Also wozu?

Nein, um keinen Preis durfte er heim. Er brauchte Menschen und Lärm. Er tanzte und plauderte und jedem sagte er was Schönes. Es erwachte plötzlich ein heftiger Wunsch in ihm, Gutes zu stiften, Glück zu schaffen, von seinem heimlichen Reichtum an diese armen Bettler abzugeben. Er wollte Lachen und Freude verbreiten.

„Na?", sagte er zu Cadi, der endlich dem lauten

Chor ſeiner Damen entwiſchte. „Grand diseur de ballades à la chair — gratuliere! Du haſt wieder ſchön gewüſtet!“

„Jetzt iſt aber Schluß — ich hab's gerade genug. Was unſereiner alles für ſein Geſchäft thun muß, das iſt ſchon nicht mehr ſchön! Aber das gehört einmal dazu. Ein Maler kann farbenblind ſein und wird doch unſterblich, aber wer die Weiber nicht verrückt macht, dem hilft keine Farbe und Zeichnung!“

„Der Straß wär auch ein guter Maler geworden, ſcheint mir“, ſagte Guſtl.

Aber Hempel wußte es wieder beſſer: „Ah, der will viel höher! Der macht ſo lange den Ritter hoher Damen, bis ſie ihn zum Ritter hoher Orden machen werden. Die Art von Beſtie kenn' ich!“

„Mein Gott!“ beſchwichtigte Rudi gemütlich. „Ihr thut's den armen Straß ſchrecklich überſchätzen. Es iſt ein ganz harmloſer Junge, der halt auch leben will. Der wird niemandem gefährlich“.

Sie erörterten jetzt heftig und umſtändlich die Weiſe des Straß, die keiner recht vertragen mochte. Sein übler Ruf hätte ihnen nichts gemacht; darüber kam man hinweg; man brauchte ja ſchließlich nichts davon zu wiſſen. Aber er blieb ungemütlich, ſteif und fremd und näherte ſich niemals; man konnte ihn monatelang kennen und behielt das ſpröde unvertrauliche Gefühl der erſten fünf Minuten.

„Und er lacht nicht“, ſagte Guſtl. „Was fangt man mit einem Menſchen an, der nicht lacht?“

„Na, jetzt weißt Du —“

„Aber ja, natürlich — natürlich kommt es ſchon auch vor, daß er einmal lacht . . . über einen Witz oder eine Dummheit . . . kurz, wenn es was zum Lachen giebt. Aber ich mein' das eigentliche Lachen . . . ſo wie wir . . . wenn einem gerade nichts Anderes einfällt . . . ohne daß man erſt einen Grund braucht . . . bloß weil man auf der Welt iſt."

Aber Rudi verteidigte ihn beharrlich. „Dafür kann er ſchließlich nichts. Darum iſt er ein Berliner. Die kennen das Lachen überhaupt nicht — und woher denn auch?"

Hempel ärgerte ſich. „Sie ſind mir auch der Rechte — Sie haben's nötig! Keiner ſchimpft ſonſt ärger über ihn —"

„Aber fällt mir gar nicht ein".

„Ich bitte Sie — mir werden Sie was erzählen! Wenn Sie ihn bloß ſehen, fangen's ſchon zu ſpucken an und heut' auf einmal! — Aber ſo ſeid's Ihr Alle: heut' wie Hund und Katz' und morgen die dickſten Freunde!"

„Ja, ſehen Sie!" ſagte Guſtl mit einer philoſophiſchen Geſte, wie man ein unabänderliches Geſetz verkündet. „Sehen Sie — das iſt Wien . . . und ich find's grad' feſch!"

Rudi ſah die Hofrätin ſich empfehlen. Er durfte ſie wirklich nicht ſo gehen laſſen — das war grauſam! Sie ſollte auch noch ein Vergnügen haben. Und er beteuerte ihr ſeine Liebe noch einmal, in heftigen Schwüren und glühenden Bitten, wie ſie ihm für Margit im Gemüte lagen. Ihr machte es eine Freude

und Margit ſchadete es nicht und ſelber war er auch zufrieden, da er es nun doch einmal jetzt nicht an die richtige Adreſſe ſagen konnte, es wenigſtens aus der Seele zu bringen.

Die winzigen Aeuglein der entzündlichen Dame funkelten ſelig. Sie preßte zärtlich ſeine Hand. „Es hat mich wirklich ſehr gefreut, Sie kennen zu lernen — ſehr gefreut. Ich habe mich ſchon ſeit lange für Sie intereſſiert!“

„A —!“

„Ich ſollte es Ihnen vielleicht nicht ſagen — aber mein Gott, warum nicht? Ich bin einmal keine gewöhnliche Frau. Man kann mir alles Mögliche nachſagen — aber eine gewöhnliche Frau bin ich jedenfalls nicht. Es iſt etwas beſonderes in meiner Natur. Das muß man mir verzeihen.“ Sie erzählte ihm das ſchon zum vierten oder fünften Male. Sie poſierte nach der emanizipierten Dame hin, aber wie Ohnet ſie ſtiliſieren würde, im Ton verbrauchter Gouvernanten-Fantaſie und mit von Herrſchaften abgelegten Laſtern. Dabei hatte ſie einen rührenden Triumph im Blicke — gleichſam: Sehen Sie, nicht bloß in Paris — bei uns iſt man ſchon auch verdorben!

„Alſo wie war es denn? Mir können Sie ſich doch vertrauen!“

Sie errötete und zögerte einen Moment; dann indem ſie Blick und Stimme ſenkte: „Nämlich — Sie haben ſo einen intereſſanten Rücken — o, einen unwiderſtehlichen Rücken!“

„A —, meinen Buckel! wollen Sie ſagen —“

Sie nahm eine feierliche, fast religiöse Miene: „Pfui, versündigen Sie sich nicht! Die Linie ist wirklich entzückend. Eine raffinierte Frau muß das ganz toll machen".

„Na, alsdann! Da sind wir ja in Ordnung!"

„Besuchen Sie mich doch einmal. Zwischen 2 und 3 treffen Sie mich sicher. Mein Mann kommt erst um 4 aus dem Bureau."

Er verneigte sich und küßte ihre Hand.

Der Morgen streifte fahl die Scheiben. Die zerknitterte Pracht wurde grau, gespenstisch und verkatert. Es war, als ob die Lichter gähnten und die Töne versänken. Nun wäre jeder gern fort gewesen, aber es verdroß sie, sich zu entschließen.

„Jessas Maria, Sie werden doch nicht schon gehen wollen?" sagte Fanny, als Rudi sich empfahl. „Jetzt wird's doch erst gemütlich! Jetzt setzen wir uns zusammen, essen ein Gollasch und plauschen ein bissel, dafür ist jetzt der beste Moment!"

Er betrachtete Fanny, während sie plauderten. Sie wurde jede Stunde immer schöner, freudiger, gesünder, während die Anderen erblaßten und verwelkten. Und er erinnerte sich plötzlich, was Gustl erzählt hatte . . . daß niemand ihr was nachsagen konnte und ihr augenscheinlich der Sinn für die Liebe überhaupt fehlte. Er dachte wieder einmal: mit den Weibern kennt man sich niemals aus; jede ist ein Geschöpf für sich, von unergründlichen Gesetzen. Das Beste war entschieden, man gab es auf.

Er kannte mehrere Beispiele von der Gattung Fanny

und nach und nach schien es ihm immer mehr, als ob überhaupt nur diese sehr sinnlichen Frauen anständig sein könnten. Sie haben aus ergiebigen und regen Sinnen den Genuß sicher und leicht, ohne erst lange in großen Leidenschaften zu wühlen; sie brauchen keinen besonderen Apparat der Sünde. Lasterhaft sind nur die Kalten.

Er fühlte sich, wie er einsam nach Hause wanderte, doch ein bischen ermüdet und abgespannt. Es war eigentlich fürchterlich dumm, daß man das ein Vergnügen nannte; gut schlafen und schön träumen wäre weit gescheiter. Und er summte leise vor sich: c'est rud'ment embêtant l'plaisir.

VIII.

März — Wind und Regen und Schnee und Frost und Kot wüst durcheinander — und Rudi müde, ratlos und verdrossen in dem trüben, widerlichen Zwischenspiele nach dem Winter; sein Schicksal glich dem Wetter: halb und grau und ungewiß und doch waren schon schöne Hoffnungen zu ahnen.

Er hatte keine Ruhe. Es litt ihn nicht daheim. Arbeiten — nein, daraus wurde doch nichts, als daß er erst wieder zu grübeln begann und auf neue Qualen sann. Lesen — es interessierte ihn nichts mehr, er behielt kaum den Sinn; er konnte zehn Bogen wenden und wußte zuletzt nichts. Briefe schreiben, er schuldete

eine ganze Menge — aber er war ärgerlich und faul. Spazieren, bummeln — es ſtürmte und war naß. Café — immer die nämlichen Geſichter, die nämlichen Späße, die nämlichen Geſpräche. Und gerade heute konnte Kathi nicht — das hätte ihm wenigſtens ein paar Stunden vertrieben!

Er ſah, daß das Verhältnis mit der Hofrätin doch auch ſeine guten Seiten hatte. An ſolchen Tagen merkte er es erſt. Sonſt verdroß und beläſtigte es ihn oft. Dann bereute er, daß der Aerger über Margit ihn damals fortgeriſſen hatte, und es ſchien ihm eine große Dummheit; er fühlte für die alte Frau doch gar nichts und ihr verliebter Eifer wurde widerlich. Aber wenigſtens beſchäftigte es ihn, oft war es komiſch und ſie ließ ſich quälen. Er erholte ſeine gekränkte Eitelkeit bei ihr und ſie büßte für die Sünden Margits.

Margit war an allem Schuld. Er konnte es noch immer nicht begreifen. Damals, auf dem Balle bei Fanny — das war doch unzweifelhaft und klar! Deutlicher konnte eine Frau ihr Gefühl nicht geſtehen; er erinnerte ſich jedes Wortes, jedes Blickes, jeder Geſte und mochte es, wie er ſie prüfte, noch immer nicht glauben, daß ſie gelogen, ihn genarrt und ſich beluſtigt hätte. Aber ſie war den nächſten Tag und ſo oft er ſie beharrlich eine Woche lang beſuchte, durchaus nicht zu ſprechen und ließ ihm endlich in dürren Worten ſagen, daß ſie jetzt überhaupt niemanden empfing. Nun war er zur Fanny, ſo wenig ihm eigentlich der Verkehr in dieſem Hauſe paßte, und ertrug den faden langweiligen Jour, wo geſchwätzige, ſchlecht gekleidete und aufgeputzte

Weiber „Angehen“ ſpielten und man ſich mit elenden parfümierten Cigaretten verdarb. Da glückte es ihm, ſie endlich doch wieder einmal zu erwiſchen; aber ſie that hochmütig, fremd und unnahbar und wie ihm zuletzt die Geduld riß und er ſich auf das Bekenntnis von damals berief, da wandte ſie ſich kalt und ließ ihn einfach verächtlich ſtehen wie einen dummen Jungen, der ſich unartig beträgt. Das konnte er doch nicht ertragen und lief am ſelben Tage noch zur Hofrätin und gab nicht nach — er wollte ſich rächen und Margit beleidigen, wie leicht er zu tröſten war, und es that ihm nur leid, daß ſie nicht zuſah.

So kam es. Margit allein war ſchuld. Früher achtete er die Hofrätin garnicht und verlachte ihre Briefe. Sie hatte ihm gleich nach dem Balle geſchrieben, acht Seiten tolles Geſchwätz, ſehr pathetiſch, und wie einſam ſie ſich das ganze Leben gefühlt, unverſtanden neben einem guten, aber engen und beſchränkten Gatten, der die Tiefen und die Rätſel ihrer ſeltſamen Natur nicht ahnte, und daß ſie in ihm nun endlich das erſte Mal wirklich einem Manne begegnet, dem gewaltigen und herrlichen Manne ihrer Träume, und wie ſie es vom erſten Blicke gefühlt, daß ſie zuſammengehörten und keines ohne das andere mehr ſein könnte und ſie ſich in einem freien reinen Bunde der Seelen vermählen müßten . . . und ſo weiter acht Seiten lang mit thörichten Citaten aus der Sand, Muſſet und Heine, lüſterne Seufzer mit ſentimentalen Phraſen verkleiſtert. Er lachte und antwortete garnicht. Sie ſchickte Blumen. Sie lud ihn zum Diner — auf

einer großen gedruckten Karte mit U. A. w. g., aber hinten war in ihren steifen Schnörkeln gekritzelt, daß er ihr poste restante antworten sollte, sie müßten die Vorurteile des Mannes schonen; das reizte ihn psychologisch, ob sie gewaltsam eine Erklärung provozieren wollte, weil, wer nur ein bischen Gefühl für Stil hat, im poste restante-Verkehr die Liebe wirklich nicht vermeiden kann oder ob es ihr etwa nur um die billige Aufregung war, sich heimlich Briefe von der Post zu holen. So amüsierte sie ihn, er sammelte die Blätter als verwendbare Dokumente der Weiblichkeit, aber er dachte garnicht daran. Er liebte die höheren Semester der Hysterie nicht. Erst der Zorn um Margit, um sie zu kränken, um sich zu rächen, trieb ihn zu ihr; oder eigentlich, wenn er sich recht besann — so klar und bestimmt war es ihm damals garnicht gleich gewesen, sondern den einsamen Gedanken wollte er entlaufen und sich beschäftigen und sich betäuben und — den Rest hatte die kleine Idealistin ganz allein von selber besorgt. Aber jedenfalls, das stand fest: Margit war an allem schuld.

Er hatte sich eigentlich garnicht zu beklagen. Er gewann sogar bei dem Tausche — der Verstand rechnete es ihm unwiderleglich vor. Margit war freilich schöner und jünger — aber das ist doch bloß ein Vergnügen für die erste Woche, man gewöhnt es gleich und bemerkt bald garnichts mehr. Dafür hatte die Hofrätin den Vorzug, daß er sie nicht liebte, sondern vielmehr ganz sicher war, sich niemals in sie zu verlieben. Wer weiß, was das mit Margit, wenn er die Vernunft ver-

lor, gefährliche und ſchlimme Folgen haben konnte ... und die Geſchichte mit dem Manne ... und ihre ganze launiſche wendiſche unzuverläſſige Art — er konnte wirklich Gott danken! Er war für ſolche Sachen gar nicht. Er brauchte ruhige gemütliche Verhältniſſe, die niemand ſtörte, und mußte mit zärtlicher Geduld behandelt werden; aber nicht, daß er ſelber noch tauſend Rückſichten nehmen und aufgeregte Launen beſchwichtigen ſollte. Nein, das paßte ihm garnicht. Er wollte es behaglich und bequem und wenn er nicht der Paſcha ſeiner Geliebten war, das hatte er niemals lange ausgehalten. Er hätte es mit Margit ſicherlich nicht lange ausgehalten. Alſo wozu erſt — und ſich vielleicht noch viel die Beine ablaufen und ſich halb tot ärgern, bis es der Widerſpenſtigen einmal beliebte! Die Hofrätin war entſchieden viel praktiſcher. Da brauchte er ſich nur hinzuſetzen und ſie betete ihn an. Sie gehorchte willig jeder Laune. Er konnte ſie quälen und kränken. Sie beklagte ſich niemals. Und in dem Hauſe wurde vortrefflich gekocht.

Er unterhielt ſich königlich. Erſtens unterhält man ſich immer, wenn man keine Leidenſchaft zu geben braucht. Die ewige Spannung der Gefühle wird bald unerträglich, aber wer bloß zuſieht und genießt, kann leicht lachen. Und dann war eine ſpaßigere Frau garnicht zu denken, von unwiderſtehlicher Komik an Körper und Seele, was immer ſie dachte oder that — und beſonders, ſeit er die Formel heraus hatte, die ihre Widerſprüche löſte, und jeder Geberde, jedem Tone auf die Muſter folgen konnte, woher ſie ſie nahm. Der

Mechanismus ihrer Komik war sehr einfach. Sie stammte aus der Provinz, wo sie am engsten mit Vorurteil verrammelt ist, aus der niederen Büreaukratie der Josefinischen Dressur, sehr spießbürgerlich und landstädtisch erzogen, prüde, dumm, ehrbar, aufgeblasen, steif. Das gab ganz unten die erste Schichte ihrer Natur, die er gerne neugierig besuchte, weil sie ihm ungewohnt und seltsam wie eine verstaubte Gestalt aus Kotzebue schmeckte, als der Großvater die Großmutter nahm. Darüber lag, seit der Gatte endlich aus dem stillen Neste weg ins Ministerium hinauf gebücklingt war, das falsche Wienertum der Provinzialin, die durchaus ihre Herkunft verleugnen und die Wienerinnen noch überwienern will, erkünstelt und gewaltsam und immer um eine Octave zu fesch. Und neuestens schließlich, seit er gar Hofrat geworden, noch dazu als Nummer drei der aristokratische Tic — die Sucht mondän zu scheinen, die extravaganten Faxen anzunehmen, die den gaffenden Bürger verblüffen, und die große Lebedame zu erlernen, wie sie in den hohen Kreisen üblich ist. Das war jetzt ihr eifriger, unverwindlicher, rastlos geschäftiger Wunsch. Den ganzen Tag las sie in französischen Romanen und bildete sich für das vornehme Leben. Sie wollte auch so eine werden, von der alle reden, verleumdet und beneidet, ein Rätsel, das die gewöhnlichen Leute erschreckt und verblüfft, so eine, die die Träume der jungen Dichter begeistert — das schuldete sie ihrer Stellung! Es war ihr manchmal sehr unbequem, aber Noblesse oblige! Sie empfand es als ihre Pflicht. Sie wäre viel lieber ruhig daheim gesessen und hätte

Strümpfe geſtopft und mit den Nachbarinnen geklatſcht, wie damals durch die zehn friedlichen Jahre in Linz an der Donau, als atemlos immer in alle Konzerte, durch alle Theater, zu allen Rennen zu haſten, unausgeſchlafen, übernächtig und in tauſend Sorgen, ob ſie wohl auch das Richtige treffen und ſich nicht blamieren würde. Sie fühlte ſich unbehaglich in dem Lärm und Taumel, wie in einem Omnibus auf holperigem Pflaſter, aber ſie glaubte ſich nun einmal durch die Würde des Gatten verpflichtet! Man ſollte nicht meinen, daß ſie das nicht auch konnte, als ob man dazu erſt eine Geborene ſein müßte! Es war genau die gleiche Philiſtroſität der Pflicht, die ſie damals zur kleinlichſten und peinlichſten Pedantin aller bürgerlichen Schrullen machte und die ſie jetzt ohne Freude in bedenkliche Abenteuer und ſchlimme Streiche trieb.

Vornehm wollte ſie ſcheinen und auf der Höhe der Zeit ſein. Davon hatte ſie freilich manchmal ganz ſonderbare Begriffe, wie eine Hausmeiſterin. Mit den Kleidern ging es ja; da konnte man ſich auf die Schneiderin verlaſſen. Aber der Ton, die Geſten — ſie kannte die Gräfinnen nur, wie man ſie auf dem landſchaftlichen Theater in Linz ſpielt; das reichte doch nicht immer aus. Sie plünderte die franzöſiſchen Romane; die mußten es wiſſen. Sie gaben ihr manche wirkſame Anleitung; aber oft ſtimmte es wieder gar nicht mit Wien. „J'adore les parties dans les guinguettes“, hatte ſie irgendwo geleſen und nun plagte ſich Rudi umſonſt, es ihr auszureden, weil es das in Wien ganz einfach garnicht gab. „J'ai des goûts

canailles", wiederholte ſie zähe und unabänderlich und verlangte durchaus von dem harmloſen Großſtädtchen, wo die Sünde ſo genügſam und beſcheiden iſt, die verkünſtelten bizarren Freuden der Boulevards. Er hatte niemals ein drolligeres Frauenzimmer erlebt.

Erſt ging er zu ihr, wie man zur Klabrias-Partie geht, weil er ſicher war, jedesmal einen neuen Spaß zu treffen und ſich ganz vorzüglich zu vergnügen. Man konnte ſeinen Nachmittag nicht beſſer verbringen. Täglich hatte ſie wieder was anderes — dem Leben abgeguckt oder nach einem Buche empfunden. Täglich wechſelte die Komödie. Täglich verſuchte ſie einen beſonderen Stil der „Genreuſe". Sie war wie eine Muſterkarte aller Fexereien, die nur jemals auf der Erde irgendwo für Fin-de-siècle ausgegeben worden. Und wenn ſie dann doch immer wieder zuletzt von der Provinz ſich unverſehens überrumpeln ließ, das amuſierte ihn köſtlich.

So hatte es begonnen. Er fühlte nichts für ſie, aber ſie vertrieb ihm gut die Zeit und wenigſtens vergaß er Margit. Und ſie war ſehr genügſam. Sie forderte keine große Leidenſchaft. Er ſollte ſich nur lieben laſſen. Sie wollte nur einen Geliebten, weil denn das doch einmal dazu gehört. Sie war nicht verwöhnt. Nur eines durfte er ihr nicht verſagen: Er mußte ihr ſchreiben. Das hatte ſie gar ſo gern, das machte ſie ſo glücklich und ſtolz! Das konnte er ihr ja endlich verſprechen. Zwei, drei Briefe wöchentlich — das war wirklich nicht zu viel verlangt. Und er hatte ja Uebung. Er wußte, was man da beiläufig ſagt

— es ist immer wieder dasselbe, nur daß man manchmal etwas fühlt dabei und manchmal nicht. Ja — zwei, drei Briefe wöchentlich, das ließ sich immerhin hören. Das konnte er leisten.

Er fand es sogar sehr lustig. Es weckte manche liebe Erinnerung. Bei jedem Satze, den er schrieb, dachte er an eine andere Schöne, der er einst das nämliche geschrieben, und es gab allmählig um seinen Geist eine artige Versammlung von Blonden und Braunen, die er alle einmal geliebt ... oder mit denen er wenigstens so gethan.

Das war sehr nett, er fühlte sich, indem er schrieb, ungemein behaglich und begeisterte sich langsam immer mehr. Es klang, wenn er es dann noch einmal überlas, wirklich sehr hübsch und er feilte noch ein bischen und hatte ohne Mühe noch manchen neuen Einfall, zärtliche Wendungen, kosende Worte, zierliche Verstecke schlimmer Wünsche, die nicht jeder findet.

Es schmeichelte seiner Eitelkeit. Er hatte in allen Künsten ein bischen dillettiert. Warum sollte er sich nicht auch einmal im Litterarischen versuchen? Vielleicht konnten diese Briefe, wenn man sie sammelte, eine ganz erfreuliche Novelle geben. Er durfte sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen und mußte sie etwas sorgfältiger drehen und eine wissentliche Steigerung der Gefühle nicht vergessen, daß das Interesse nicht erlahmte. Er schrieb immer heftiger und heißer — und sonderbar, es war ihm oft, als ob er auch wirklich, allmählig, immer heißer und heftiger empfände. Er täuschte sich vielleicht; es war vielleicht bloß Dankbarkeit und

Mitleid, was langsam zur Liebe auszuwachsen schien. Er hatte in der kleinen Frau zuerst die Leidenschaft geweckt; er hatte sie die Liebe gelehrt; er nahm ihr das Leben, wenn er sie wieder verließ, allen Wert und alle Freude des Daseins. Sie hatte ja wirklich sonst nichts auf der ganzen Welt. Das rührte ihn und gab doch auch ein angenehmes Gefühl.

Vorderhand dachte er gar nicht daran, sobald wieder ein Ende zu machen. Er war recht zufrieden. Man konnte sich keine fügsamere Geliebte wünschen.

Und dazu noch der Gatte, dieses prächtige Exemplar von bureaukratischer Dummheit, ein wahres Archiv von unbezahlbaren Schwänken wider Willen. Er mußte oft gewaltsam an sich halten, daß er ihm nicht unverhohlen sein Verhältnis zu der Frau gestand: er hätte zu gern das Gesicht gesehen und seine Antwort gehört!

So verstrich ein Monat munter und gemütlich. Langweilte er sich einmal, so kam er ganz einfach ein paar Tage nicht und suchte andere Gesellschaft. Sie verzieh alles. Das Verhältnis belästigte ihn nicht und war, wenn er es brauchte, doch immer bereit. Wenn er nichts besseres zu thun hatte, brauchte er sich nicht erst lange den Kopf zu zerbrechen. Das Ideal eines Verhältnisses — mit Margit hätte er es sicher nicht so gut getroffen.

Er sah Margit jetzt wenig. Sie begegneten sich selten. Anfangs vermied er es strenge, jemals wieder ein Wort mit ihr zu sprechen. Dann hatte es sich einmal gefügt, daß sie gelassen ein paar artige Reden

tauschten — aber ganz förmlich und fremd. Sie war freilich wieder unsäglich schön und lieb. Aber er zwang sich. Er hatte genug. Er ließ sich nicht noch einmal narren. Die Weiber sollten sich nicht einbilden, daß man ihnen nachlaufen muß. Er war kein Brakenburg. Dazu hatte er nicht die Geduld. Es gab ja andere. Er war nicht von denen, welche der Widerstand reizt. Wenn ihn eine nicht wollte — er kaprizierte sich nicht auf sie. Er ärgerte sich eine Weile — aber die nächste Woche war's vergessen.

Er hätte Margit sicher rasch vergessen. Er war auf dem besten Wege. Es that ihm schon garnichts mehr, wenn er sie sah. Er redete ganz gelassen mit ihr oder ging auch ganz ruhig vorüber. Er hatte sich alles Gefühl für sie schon beinahe abgewöhnt — da war jene Karte gekommen.

Vorige Woche. Ganz unvermutet. Er traute kaum seinen Augen, wie er ihre Schrift sah. Ganz unvermutet und dunkel und geheim, daß er es garnicht zu deuten wußte. Was konnte sie wollen? „Ich erwarte den Freund Samstag bei Fanny, zur gewöhnlichen Stunde. Ich brauche ihn. Er hat es mir einmal geschworen". Nichts weiter. Was hieß, was bedeutete das? Bereute sie ihren Hochmut? Oder wollte sie bloß das Spiel noch einmal von vorne beginnen?

Natürlich ging er hin. Ein Haufe widerlicher Menschen, die er nicht leiden mochte, und Margit mitten in dem Schwarm von aufgeblasenen Laffen und kaum ein leichtes Nicken auf seinen Gruß, als könnte sie sich garnicht besinnen, wer das wohl eigent-

lich wäre. Auch gut — er kam ihr nicht entgegen; er fragte nicht; wenn sie was wollte, würde sie es schon von selber sagen. Und schließlich stellte es sich heraus: es war neulich vom Frühlingsfeste die Rede gewesen, sie wußte kein Kostüm, man will doch auch nicht ewig die gleichen Geschichten, und da war ihr eingefallen, daß er sich ja mit solchen Sachen gerne beschäftigte — vielleicht konnte er raten, wie sie gehen sollte, aber es hatte ja noch lange Zeit. Er versprach ihr ein Buch, wo sie das Nötige fände. Er schickte es ihr den nächsten Tag. Damit war es erledigt. Nein, er ließ sich nicht noch einmal fangen.

Nur seit jener Stunde — er fand seit jener Stunde keine Ruhe mehr. Er mochte sich schelten und verspotten — es half nichts. Er mußte immer wieder an sie denken. Wenn sie ihn dennoch liebte? Es war vielleicht damals bloß der letzte Widerstand der Scham gewesen. Sie liebte ihn vielleicht und litt.

Es ging ihn ja eigentlich garnichts an. Mochte sie immerhin! Was kümmerte das ihn? Er hatte jetzt eine Andere. Es war ihre Schuld. Sie wollte es ja nicht anders!

Aber es ließ ihn nicht. Er mußte immer an sie denken. Er brachte sie nicht wieder aus dem Sinn. Wenn sie ihn dennoch liebte! Sie konnten so namenlos selig zusammen sein.

Er wehrte sich tapfer. Er wollte nicht noch einmal auf den Leim. Er hatte von der einen Blamage gerade genug. Aber es half nichts. Wie er sich auch mit kräftigen Gründen bemühte, es wuchs die unwidersteh-

liche Sehnsucht und eine hastige Angst wich nicht von seiner ratlosen Seele.

Es trieb ihn unstet. Er konnte nicht sagen, was er suchte. Es war eine große Ahnung in ihm, ein helles Vorgesicht von späten Freuden. Er mochte sich hundertmal beweisen, daß es nichts bedeuten konnte. Er wurde es nicht los.

Es war wohl auch die Zeit, die ihn verwirrte, die bange Nähe des Frühlings. Da wurde er, wenn die ersten Säfte aus den Zweigen schlugen, immer fieberisch, toll und trunken, wie von geheimen und seltenen Gewalten aus sich selbst verdrängt. Er mochte dann nirgends verweilen; es trieb ihn aus dem trägen Winter fort, den Blüten entgegen. Er hätte, wie durch einen närrischen Kreisel in der Brust, laufen und springen und tanzen mögen, sich drehen und wälzen und von steilen Wiesenhängen rollen. Tausend Dinge begann er gierig, ließ sie gleich wieder und taumelte weiter. Es war eine namenlose Angst, daß er Köstliches versäumen könnte .... es war gewiß ganz nahe, er fand es nur nicht gleich und tastete umsonst. Er fühlte, als ob das große Erwachen der Erde, das überall hinter dem grauen Regen schon heimlich sich rüstete, aus seiner Seele geschähe, seine Keime saugend, von seinen Kräften holend, seine letzten Triebe gestaltend, und er müßte seine tiefsten Heimlichkeiten dazu geben. Es schwoll und drängte sich, daß es aufzubrechen und ihn zu sprengen drohte — er wußte nicht was, aber eine schöne und liebliche Fülle. Seltene

Hoffnungen, unmögliche Begierden, neue Wünſche erſtanden. Er ſah Farben, die ſich ſonſt verſteckten, und ſtumme Töne wurden gelöſt. Ein wunderlicher Rauſch von Wolluſt und Schmerz verzog die Dinge in Größe und Schönheit. Es war offenbar nur der Frühling, das ungeduldige Vorgefühl des Frühlings, der ſchon da iſt und gleich durch die ſchweren Nebel brechen wird.

Wenn nur erſt der März vorbei war!. Er kannte ſich doch. Länger hielt es nicht. Es ängſtigte ihn bloß der Wechſel der Zeit. Er erfuhr es jedes Jahr; er durfte ſich nicht täuſchen. Wenn nur erſt der Frühling wieder da war, dann verſtummte gleich das bange Stöhnen, das Liebe ſchien und doch nur die Mühe der Nerven war, dem Kalender zu folgen.

Und er rechnete ſich zum zehnten Male die Hinderniſſe vor, die ihn von Margit ſchieden: die ſtörriſchen und wandelbaren Launen ... der verzogene Stolz ... heute Margit, morgen Gretl, man mußte ſich vor jedem neuen Tage fürchten und konnte ſich nicht verlaſſen ... ganz abgeſehen von der leidigen Geſchichte mit dem Gatten, die auch nicht nach ſeinem Geſchmack war ... und ſein Gefühl, das er ſich damals eingeredet hatte, hieß auch nichts; er ſchämte ſich, wie raſch die laute Leidenſchaft verblichen war. Nein, er ließ die ganze Sache lieber. Es kam ſicher nichts als Aerger und Verdruß dabei heraus. Er blieb ſchon lieber bei der Hofrätin. Das war entſchieden verläßlicher und bequemer.

Nur dieſer Straß verdroß ihn! Selber wollte er

nichts mehr von ihr. Doch der Gedanke, daß dieſer Preuße vielleicht geduldiger und zäher — aber lächerlich! Es fiel ihr gar nicht ein. Sie fühlte für ihn ſo wenig wie für die anderen, wie zärtlich ſie auch oft mit allen that. Dieſe guten Blicke, das liebe Lachen, der ſanfte Druck bedeuteten garnichts — er wußte es doch aus eigener Erfahrung! Sie war kokett und kalt, ganz kalt im Grunde ihrer Seele, ohne Sinne und Gefühl, nur der Eitelkeit ergeben. Jeder ſollte ſich in ſie vernarren; das ſchmeichelte ihr. Aber ſie erwiderte und vergalt es keinem. Ein ehrliches, unbedachtes Gefühl vermochte ſie gar nicht. Sie ſpielte bloß mit der Liebe. Sie wollte nur glänzen. Alle ſollten um ſie ſchwärmen und keinem mochte ſie gehören, unempfindlich, hart und ohne Gnade.

Nein, das war nicht ſein Fall. Mela hatte ganz recht: ſie war ein Blender für den flüchtigen Verkehr; tiefere Gefühle durfte man nicht ſuchen — die ſchwülen Augen logen; wer ſich näherte, wurde enttäuſcht. Nein, das paßte ihm gar nicht. Er tanzte nicht am Narrenſeil der Liebe. Er haßte das herzloſe entſinnlichte Geſchöpf vom Ende der Kulturen, das nur aus Nerven und Verſtand iſt.

Er blieb bei ſeiner Hofrätin. Die war dumm und hatte Gemüt. So alle ſechs Wochen konnte er immerhin einmal zu Fanny — nachſchauen, was die tolle Gretl trieb und wen ſie nun wieder zappeln ließ; für den unbeteiligten Dritten iſt es ja ſehr luſtig. Hatte ſie gerade ihren guten Tag und wollte plaudern —

desto besser! Anders durfte man sich mit diesen Frauen nicht stellen, die nur reizen, nicht gewähren können.

Wenn nur erst einmal der Frühling ausgebrochen war!

IX.

Das Verhältnis dauerte lange. Es wurden schon bald drei Monate. Rudi staunte und konnte es nicht begreifen. Er hätte es sich garnicht zugetraut . . . und der thörichten kleinen Hofrätin erst recht nicht! Gerade darum begann er ja damals mit ihr, weil sie unbeständig, eitel und vergeßlich schien, in Wunsch und Laune veränderlich und rasch, ohne viel Umstände und Geschichten. Er dachte es sich damals ganz anders, leichter und bequemer, auf ein paar Wochen höchstens als ein eiliges und glattes Abenteuer der Sinne und des Uebermutes, das nur so flüchtig vorüber streifen und gleich verwehen sollte. So erwartete er es. So wünschte er es. So paßte es ihm: nett, nicht zu anstrengend und von vorne herein nur als Provisorium gemeint, von heut' auf morgen.

Aber langsam nahm es heimlich und unauffällig daß er es kaum gewahrte, täglich strengere, ernstere und festere Formen und sie hatte, bevor er sich noch recht besann, in seinem Leben plötzlich einen Platz, den er lieber frei gehalten hätte. Man kommt da so hinein, weiß garnicht wie. Auf einmal fühlte er sich ge-

bunden und angehängt, in einer ſanften, aber immerhin merklichen Gewalt und . . . mit einem Wort nicht mehr gemütlich.

Es ließ ſich garnicht mehr beſchreiben, wie er es empfand. Er ſann umſonſt und ſuchte das rechte Wort. Er durfte ſich ja eigentlich nicht beklagen. Es fehlte nichts zum Glücke ſeiner Liebe — er mußte es wohl, da es dauerte, Liebe nennen, weil die dumme Sprache keine ordentlichen Worte hat; und auch der Mann hielt ſich ſehr nett und wacker und ſtörte niemals, als nur ſo viel für ihr Raffinement gerade unbedingt nötig war, damit ſie es noch als Ehebruch empfinden konnten. Aber er fürchtete für ſeine Freiheit. Er war ſchon nicht mehr frei. Auch nahm es viele Zeit; er kam ſonſt nirgends mehr hin, hockte nur immer bei ihr . . . und Verdruß mit Freunden, die er noch einmal brauchen konnte. Er ſah es täglich deutlicher. Höchſte Zeit, abzublaſen, auszukneifen, ein Ende zu machen. Raſch nach was anderem umſchauen . . . ſo geht es am beſten. Er ſagte es ſich täglich. Aber ſein altes Pech: die Kunſt des Bruches erlernte er niemals; er war immer zu gut. Er konnte ſie nicht ſo kränken. Wie ſollte ſie ohne ihn leben? Sie würde es nicht ertragen. Er brachte es nicht über ſich. Sie hatte ihm ja ſchließlich nichts gethan, daß er ſie ſo quälen und vernichten durfte. Und dann, ganz abgeſehen davon — er hätte den grauſamen Mut vielleicht vermocht, aber . . . . . es war ja ganz thöricht und närriſch . . . . . aber wenn er ſich recht gewiſſenhaft prüfte uud ſein Gefühl befragte, dann wollte es ihm

faſt werden, als ob er ſie jetzt auf einmal heimlich zu lieben begänne, wirklich zu lieben.

Das heißt . . . mit einer ſonderbaren Art von Liebe . . . ganz ſeltſam und verzwickt. Es ließ ſich kaum ſagen und klang dumm. Aber wenn er es ehrlich bekannte, eigentlich war die Sache ſo: damals, zuerſt, amüſierte ſie ihn ſehr, aber er fühlte nichts; jetzt verdroß ſie ihn läſtig, aber er konnte ſie nicht mehr entbehren. Damals hatte er ſie gern, ohne ſie irgendwie zu lieben. Seit er ſie liebte, mochte er ſie nicht mehr. Dumm — es war aber wirklich nicht anders.

Es wurde ihm an ihr jetzt alles zuwider und was ihn damals gelockt hatte, beleidigte ihn jetzt. Er fühlte ſie nicht mehr drollig, ſondern abgeſchmackt und blöde und fand die ganze Königin-Eliſabetherei von Gramaſtetten ſehr widerlich und albern. Er merkte, daß ſie ſich immer in ödem Einerlei wiederholte und niemals Eigenes verſuchte, von jeder Natur verlaſſen und unfähig, ſich jemals irgenwie auf ſich ſelber zu ſtellen; er mochte den falſchen, angeleſenen, täppiſch aufgeſchraubten Ton nicht mehr, die unverſtandenen Poſen aus Romanen, dieſe hilfloſe Schauſpielerei des großen Laſters; und er hatte auch ein bischen das Gefühl, unter ſeinen Kreiſen zu lieben, und ſchämte ſich faſt. Aber er konnte von ihr nicht mehr laſſen. Es zog ihn unwiderſtehlich. Er brauchte ſie. Sie zankten und gaben ſich harte und häßliche Reden; aber durch alles Ungemach von Zwiſt und Aerger hielt ein unverwindliches Gefühl, das ſie zuſammen zwang.

Sie zankten ſich immer. Sie veränderte ſich täg-

lich, aber blieb in allem Wechsel gleich unerträglich und zuwider. Er konnte sich nicht helfen. Manchen Tag war sie ganz närrisch auf Laster und Sünde, um sich nur recht vornehm und auf der Höhe der Zeit, recht fin de siècle zu zeigen. Das vertrug er garnicht: sie nahm sich ungeschickt und linkisch dabei aus und wenn sie es endlich doch einmal mühsam traf, das kränkte ihn erst recht, weil er sich nach und nach aus ihr ein kleines Ideal gerichtet hatte, das leichte Späße nicht zerzausen durften — und da ärgerte er sich zuletzt wieder über sich selbst und schalt und verhöhnte sich, daß er so ehemännisch besorgt wie irgend ein Spießer empfand. Andere Male wurde sie pathetisch, mit ungestümen Phrasen aus Romanen . . . die große heilige Leidenschaft . . . das Recht der Liebe . . . der Bund der Seelen, die sich durch höhere Bestimmungen gehören . . . und daß sie die heimliche Lüge nicht länger ertrüge und von Flucht, Durchgehen und Entführung. Eigentlich gefiel ihm das nicht übel. Es war immerhin etwas, einer Frau das Köpfchen so völlig zu verdrehen, daß sie auf Mann und Kinder und Ehre und Pflicht und Ruf vergaß, und er dachte sich gern auf der Flucht, verfolgt, in Gefahren und was das für einen Skandal geben und wie ihn die Freunde beneiden würden. Nur — dann hatte er sie für immer auf dem Halse, dann kam er nicht mehr los . . . und es kostete doch auch ein unvernünftiges Geld. Es wäre ja ganz hübsch gewesen, aber nur nicht gleich für immer . . . und das war doch sehr zu befürchten; die Weiber haben eine unheimliche Neigung zum Ewigen. So

konnte ihm das auch wieder nicht paſſen und ärgerte ihn auch. Und dann ärgerte er ſich, daß er ſich ärgerte und mit ſolchem eitlen Tande quälte, mit langen Sorgen über Dummes und Geringes, während das Gute und Große, das ſonſt in ſeiner Seele war, der ſichere Drang nach Maß, Beſonnenheit und Würde, zum Manne, ganz vergeſſen wurde. Er bereute heftig und wußte ſich doch nicht zu beſſern. So ſchwankte er von unverträglichen Gefühlen und Gedanken und fand keinen Entſchluß, keinen Rat, keine Löſung und verſtand ſich nicht und dachte, daß er nicht mehr ſo unnütz denken wollte, und darum lief er täglich wieder hin, bloß um vor ſich ſelber zu flüchten, ſich zu betäuben, ſich nicht mehr zu hören, die inneren Reden zu vertreiben und nur nicht allein, nur nicht nachdenklich zu ſein.

Margit ſah er ſelten. Manchmal begegneten ſie ſich; ein-, zweimal den Monat kam er zu Fanny. Aber er mußte oft an ſie denken. Es war ſehr dumm, daß er ſie verbummelt hatte. Das wäre ſicherlich doch ganz was anderes geweſen! Ob er es nicht noch einmal verſuchen ſollte? Vielleicht geriet es ihm jetzt glücklicher; man durfte ſich nicht gleich abſchrecken laſſen . . . . . und als Gegengift gegen die Hofrätin oder um wenigſtens einmal die Probe zu machen, wie ſtark das Gefühl für Kathi war und wie viel es vertrug.

Sie reizte ihn. Er liebte die andere. Er hatte garnichts mehr für ſie; ſie verdiente es nicht; aber ſeine Eitelkeit war gekränkt. Sie ſollte es büßen! Sie ſollte ihn ſchon noch kennen lernen! Man behandelte

ihn nicht so. Das nächste Mal war er nicht mehr so albern. Damals freilich hatte er es ganz thöricht und verdreht begonnen, viel zu feierlich verschnörkelt, tragisch wie ein Gymnasiast. Der pathetische Jambenstil seiner Gefühle war augenscheinlich nichts für sie. Tiefe Leidenschaft schien nicht ihre Sache. Sie liebte das leichte und zierliche Rococo der Gefühle. Man sah es immer mehr. Mela hatte ganz recht: sie war eine Wienerin wie die Anderen, nichts weiter, leicht und flach. Sie hatten sie überschätzt. Sie hielt sich jetzt eine ganze Menagerie von Verehrern, die sich der Reihe nach im Dienst ablösten, wie die Korporäle vom Tag. Sie wog sie nicht, sie zählte nur: die Masse mußte es machen. Es mochte vielleicht auch aus Klugheit sein, sich mit so vielen zu kompromittieren, daß sie sich eigentlich mit keinem kompromittierte; aber es war wohl überhaupt ihre Natur, keinen zu lieben und mit allen zu liebeln. Sie hatte keine Leidenschaft, sie hatte nur Launen. Gefühl kannte sie nicht; sie suchte den Kitzel der Nerven. Der alte Schlag der Wienerin mit einer Messerspitze von 1890er Nervenverderbnis. Warum hatte er es nicht benützt? Was zögerte er damals? Was bedachte er sich lange? Aber überall kam ihm sein lächerlicher Ernst dazwischen, diese leidige Manie, alles gleich immer auf Leben und Tod zu nehmen, die ihm manche niedliche Gelegenheit verdarb. Die Weiber waren nun einmal nicht für solche germanische Wucht und Strenge der Liebe. Margit schon gar nicht.

Margit war ihm jetzt ganz klar. Er sah deutlich die Verfassung ihrer Seele. Er hatte sich damals

lächerlich getäuſcht. Er wußte jetzt auch warum. Er ließ ſich immer wieder vom ſchönen Fleiſche betrügen ... wie tauſendmal er es auch verſchwören mochte, daß es ihm nicht mehr paſſieren ſollte. Jede reine Linie nahm er als eine Bürgſchaft guter Gefühle und ohne Adel des Gemütes konnte er ſich edle Formen nicht denken. Daß eine ſchön ſein könnte, ohne gut zu ſein, ging ihm nicht ein. Umſonſt bemühte ſich dagegen ſein Verſtand und bewies in jedem Nachtcafé, wie unverwandt und fremd einander die äußere und die innere Schönheit ſind, aber heimlich ſträubte ſich ſeine Natur und wollte es nicht glauben. So wurde er leicht von jedem hübſchen Lärchyen geäfft und blamierte ſich oft. Aber nun hatte er es gerade genug. Nun war er durch Schaden klug. Nun war es definitiv vorbei. Margit würde es ſchon ſehen.

Er machte ihr nicht den Hof. Er wollte mit den Löwen der Vorſtadt nicht konkurrieren. Er gönnte Herrn Straß die Renommage nicht, ſein Nebenbuhler zu werden. Sondern, wenn ſie ſich trafen, plauderte er nur ganz harmlos und fidel, wie Einer, der weiter nichts will und anderwärts vergeben iſt. Aber heimlich lauerte er und ſpähte gierig, wann er Gelegenheit fände. Bloß aus gekränkter Eitelkeit. Sie ſollte es büßen. Sonſt wollte er nichts.

Nun brauchten die beiden Frauen ſeinen Rat für das Frühlingsfeſt. Sie hatten es ſich in den Kopf geſetzt, koſtumiert zu kommen. Er fand das nicht recht paſſend: am hellen Tage ... und ſie würden ſicher die Einzigen ſein ... und es war eben einmal nicht

Sitte, das entſcheidet doch ſchließlich . . . ebenſogut könnten ſie nächſtens koſtümiert in die Oper. Aber ſie hörten ſeine Gründe nicht und gaben nicht nach: wenn ſie die Einzigen waren, deſto beſſer, das wollten ſie ja gerade . . . . . und am hellen Tage, darum mußte er ihnen eben beſonders prächtige, ausgeſuchte Koſtüme beſorgen, damit quälten ſie ihn ſehr. Kein Vorſchlag wollte ihnen paſſen. Sie träumten ganz was Beſonderes und was heute gefiel, wurde morgen gleich wieder verworfen.

Am letzten Tage vor dem Feſte kam ein Brief von Margit, er ſollte ſich nur nicht kränken, aber ſie würde doch lieber nicht altwieneriſch gehen, ſondern als andaluſiſche Zigeunerin, es paßte beſſer zu ihren Farben; nur brauchte ſie noch einen Fächer, aber was ordentliches, mit dem man paradieren könnte, er hatte derlei gewiß in ſeiner Sammlung; wenn er nett war, brachte er ihn ihr morgen ſelbſt, vor zwölf, ſie holten dann Fanny und fuhren zuſammen hinab.

Gut, das konnte ja ganz luſtig werden. Von ſpaniſchen Fächern hatte er eine ganze Menge und er dachte es ſich mit den zwei ausgelaſſenen Frauen ſehr fidel. Er mußte ſich nur noch mit Kathi arrangieren. Die wollte natürlich auch hin und er ſollte mit, er hatte es ihr eigentlich ſchon verſprochen; aber das hatte ja doch keinen Sinn: er affichierte ſich nicht gern und wenn die Sache mit einer Frau einmal in Ordnung iſt, wozu dann noch die vielen Geſchichten? Er ſchrieb ihr einfach ab.

Er ging den nächſten Morgen am Rande der trägen

Wien, hinter dem Musikvereine und dem Künstlerhause, langsam und behaglich. An den Ecken hielt er immer ein wenig und sah nach der hellen Freude des Ringes, in die schwarzen Schlünde der engen, finsteren Stadt. Rings war der weiche Wiener Mai, heimliche Rosen und Flieder in der Luft und wie ein leiser Geruch von Küssen. Veilchen wurden ihm zweimal geboten; es freute ihn sehr. Die Weiber waren freilich häßlich und gemein; aber deswegen blieben es doch Veilchen.

Er mußte warten. Sie war noch nicht fertig. Dann wollten sie rasch frühstücken und führen gleich zu Fanny. Er sah einstweilen den kleinen Salon. Mela hatte oft davon erzählt. Hier mußten ja auch die Alt-Wiener Porzellane, auf die Eugen so stolz war, und sein Porträt von Angeli sein; aber er konnte sie nicht finden. Ein paar Romane neben dem Sofa: Monsieur, Madame et Bébé . . . . la première maîtresse des Mendès, Un coeur de femme. Lauter Französisches. Schumann auf dem Piano.

„Pardon, daß ich Sie warten ließ. Aber dafür ist es auch schön geworden. Nicht?" Es war wieder das Suchende, Fangende, Ziehende in ihrem Blicke. Aus dem Garten summte es von Akazien und Syringen.

„Entzückend!" Er küßte ihr die Hand.

„Es hat ein bischen lange gedauert, nicht?"

„Ich habe einstweilen Ihre Schätze bewundert. Nur das Bild von Eugen — wissen Sie, von dem Mela so viel schwärmt . . ."

„Ach ja! Immer im Auftrage der Baronin . . .

Sie können ihr ruhig ſagen, daß es nicht mehr hier iſt. Es hängt in der Bibliothek und verſtaubt; ſeine Porzellane auch. Und eine ſchöne Empfehlung von mir, daß das keinen Menſchen was kümmert, verſtanden?" Sie hatte eine amerikaniſche Härte in Ton und Haltung, plötzlich ganz unwieneriſch. Er war verdutzt.

Aber wie Einer, der ſich über Unabänderliches nicht aufregen will; es wäre ja doch umſonſt: „Wie Sie halt meinen! Ich habe zwar Mela ſchon ſechs Wochen nicht geſehen . . . aber wenn es Ihnen Spaß macht! Bitte!"

Er nahm ein Album und blätterte. Sie ordnete ſich vor dem Spiegel; heimlich ſah ſie mißtrauiſch, zweifelhaft nach ihm, ſchief über die Schulter. Endlich kam ſie langſam und hielt die Hand entgegen. „Ich habe Sie nicht kränken wollen. Es iſt nur — oft werde ich ganz toll. Die Leute machen mich ſchlecht, weil jeder dreinredet . . . . . und jeder will mich erziehen. Und es weiß es doch keiner. Keiner kann es verſtehen." Sie lehnte ſich müde in den Nacken und ſenkte die Lider und die Lippen bogen ſich wie unter einem unerträglichen Ekel.

„Aber liebe Margit, können Sie denn wirklich meinen —"

Sie ſchüttelte es weg. „Sprechen wir nicht mehr davon. Es kommt doch nichts heraus. Niemand kann es verſtehen. Ich verſtehe es ſelbſt nicht. Kaffee trinken iſt viel geſcheiter. Und was macht die Hofrätin immer, die Glückliche?"

Er fand, daß es die höchste Zeit war. Es wurde schon sehr bedenklich. Er hielt sich nur noch mühsam. Die streichelnde Wollust der weißen Seide, mit der das Zimmer ausgeschlagen war, der sanfte Duft aus den zierlichen Dingen rings und vom Garten her wie ein heimlicher Gesang von Blüten, die üppige Tracht der heißen Gitanen und der schwüle Zorn der schönen Frau — es war wirklich die höchste Zeit, daß sie den Kaffee nahmen. Sonst würde er sich gleich wieder blamieren.

„Den müssen Sie aber mit Andacht trinken. Ich bin nicht arrogant. Aber es ist wirklich der beste Kaffee von Wien." Und weil er pfiffig lächeln wollte, verschmitzt in sich hinein: „Ich weiß schon — Fanny meint es von dem ihren auch, aber —"

„Nicht bloß Fanny — alle Wienerinnen, durch die Bank. Der Größenwahn des besten Kaffees ist epidemisch. Es giebt keine, die es nicht glauben würde."

Jetzt ärgerte sie sich ein bischen, aber sie wollte es nicht verraten. „Mein Gott — Sie müssen das ja besser wissen! Ich bilde mir weiter garnichts ein. Es ist nicht einmal mein Verdienst —"

„Sie haben eine ganz gewöhnliche Mischung und behandeln ihn ganz wie die anderen. Sie wissen das Geheimnis selber nicht. Es muß an der Maschine liegen." Er sagte es wie ein Papagei herunter.

„Mit Ihnen ist ja überhaupt nicht zu reden. Ihnen ist garnichts heilig."

Sie plauderten allerhand. Sie neckte ihn mit der Hofrätin und er drohte ihr mit Straß und es wurde wieder ganz das harmlose und heitere Behagen von

damals, wie an jenen ſtillen Nachmittagen in dem kleinen Salon der Baronin, geſchwiſterlich gemütlich und vertraulich. Dann wieder über das Koſtüm. Sie ſah ja wirklich famos aus, aber er that ein bischen beleidigt. Er hatte ſich ſo viele Mühe gegeben und nun folgte ſie doch dem Rate eines anderen. Nein, war garnicht wahr — ſie entſchuldigte ſich heftig; ſo garſtig durfte er nicht von ihr denken. Sein Koſtüm gefiel ihr ſehr, bloß — Männer empfinden das nicht ſo: es war ein bischen ſtark Theater oder Modell — für ſolche, deren Name nicht ſo wie ſo in der Zeitung genannt werden muß, die gewaltſam auffallen wollten. Sonſt hätte ſie es ſicherlich — aber mit dieſen Damen wollte ſie nicht konkurrieren. „Und dann auch — ja, warum ſoll ich denn das nicht ſagen? Ich habe gedacht, daß es Sie ärgern wird! Juſtament — gerade!“ Und ſie nahm einen kindiſchen Trotz an, aber der nicht recht dauerhaft und mehr die Maske eines verſchämten Gefühles ſchien, das ſie nicht bekennen wollte.

Er merkte, daß eine Wendung drohte; aber er wollte den leichten Ton nicht verlaſſen; ſonſt wurde es wieder gefährlich und er traute ſich und ihr nicht. „Bitte, genieren Sie ſich nicht! Dazu ſind ja die Männer da.“

„Ich möchte oft ſchlagen, beißen, kratzen, ſtechen . . . und es wird mir erſt gut, wenn ich einen recht quäle und kränke.“

„Einen angenehmen Charakter haben Sie ja — das muß man ſagen.“

Sie ſtreckte ſich auf dem Sofa und nahm einen Flacon. Er fühlte, daß es Corylopſis war; ſonſt hatte ſie Violette de Parme gebraucht, und ein bischen Verveine dazu. Sie ſog gierig und verſank in den ſchwülen, herben Dunſt und vergaß. So lag ſie, wie man die Kleopatra malt oder ſonſt die großen Amoureuſen. Er ahnte, daß er ſie nicht laſſen durfte. Nein — er merkte ſich dicht an einer neuen Blamage ..... weil auch von draußen die dummen Blüten ſo heftig atmeten, daß es einen mit der japaniſchen Würze zuſammen ganz thöricht machte, duſelig und wirr.

Er ſchlenkerte durch das Zimmer und hielt mit einer gravitätiſchen Grimaſſe vor ihr und nahm ſich zuſammen, den Girardi zu kopieren. „Gehn's, verehrte Dame! Machen's keine G'ſchichten — mir imponieren's doch nicht! Ich fürcht' mich nicht ſo g'ſchwind!"

Sie lächelte und griff nach ſeiner Hand. „Sie ſind ein guter Kerl — und wenn ich was Dummes ſag', machen Sie ſich nichts d'raus! Es geht ſchon wieder vorüber." Sie war unſäglich ſchön, wenn ſo auf ihrer Miene Rührung und Freude ſtritten und die Trauer langſam vor dem Spotte wich — er dachte, es könnte auf der ganzen Welt nichts Schöneres geben.

Jetzt berichtete ſie ihm luſtig das große Hindernis-Rennen um ein Koſtüm, mit Fanny zuſammen. Sie hatten alle Journale, alle Läden geplündert und alle Bekannten waren ſchon ganz verzweifelt. Täglich eine neue Wahl, die ſie morgen natürlich wieder verwarfen; es war, wie ſie es deutlicher prüften, doch immer wieder nicht das rechte. Sie hatte alle noch

da; sie gab keines zurück, sonst würde es ihr, wie es fort wäre, besser als alle anderen gefallen; sie kannte sich. Sie holte den ganzen Pack und zeigte eines nach dem anderen, breitete es aus und erklärte seine besondere Schönheit, faltete und wendete es. Es war ein ganzes Arsenal aus allen Stilen.

Sie fand ein zierliches Häubchen, weich aus Silber gewirkt, das für einen venetianischen Fischerknaben gehörte. Es griff sich sanft wie Seide an und glitzerte und stand ihren schwarzen Flechten vortrefflich. Sie wollte es durchaus nehmen; den breiten, steifen Hut der Andalusen mochte sie nicht. „Er hat mir's gleich gestiert. Das ist viel gescheiter. Sieht es nicht schön aus?"

„Ja — schön schon! Aber die Gitanen tragen das halt nicht. Gerade als ob Sie als Berchtesgadenerin mit einem Cylinder gehen möchten!" Sein Realismus war empört.

„Aber wenn es mir gefällt! Was gehen mich denn Ihre dummen Gitanen an? Die Leute sollen es sehen!"

„Das ist auch wieder wahr! Aber da könnten Sie's ja vielleicht mir geben. Ich setze es auf. Da sehen es die Leute auch. Und allen ist geholfen."

„Großartig! Ich hätte garnicht gedacht, daß ein Mann so gescheit sein kann!" Und sie versuchte, wie es ihn kleiden möchte, auf seinen Kopf gebeugt, während er ganz stille halten mußte, und schob es bald rechts, bald links, in die Stirne und zurück, über das Ohr, und

verglich und zauſte ihn und wühlte in den weichen Locken. Es rieſelte durch ihn und er trank den Atem ihres Fleiſches und fühlte ihr Knie. Leiſe nahm er ihre Hand, die Schläfen und die Wange herab, an ſeine Lippen und küßte ſtille jeden Finger. Sie ließ es und langſam glitt die andere vom Häubchen nieder und ſtreichelte ihm die Stirne. So verweilten ſie und näherten ſich heimlich.

Er ſtieß den Stuhl zurück und riß ſich los. Er ging zum Fenſter und drückte ſich an die Scheibe. Lange war es ganz ſtumm zwiſchen den beiden.

„Was quälen wir uns erſt lange, Margit? Es iſt ja doch umſonſt. Ich habe lange gerungen und tapfer gekämpft. Du auch. Es hilft nichts. Es iſt keine Laune. Es iſt eine ernſte, unwiderſtehliche Leidenſchaft. Dagegen können wir doch nichts. Es iſt nicht unſere Schuld."

Jetzt ſah er auf, wie von ſeiner Stimme geweckt, und beſann ſich. Er hörte noch den Klang der Rede und dachte, daß er es eigentlich ſehr ſchön geſagt hatte, tief und bedeutend; in einem Romane konnte man es nicht beſſer ſchreiben, ſo männlich, würdig und entſchieden. Das freute ihn und er war mit ſeiner Leidenſchaft recht zufrieden.

Aber jetzt war es an ihr. Jetzt mußte doch ſie etwas ſagen. Er wiederholte nur noch einmal, flehentlich und innig: „Margit!"

Wie ſie den Namen vernahm, ſchüttelte ſie ſich, trat vor und ganz ruhig, leiſe, gelaſſen: „Es iſt beſſer, wir

wollen uns nicht mehr kennen. Bitte, gehen Sie!“ Und ſie wies ihn deutlich fort.

Er konnte ſich doch nicht ſo einfach fortſchicken laſſen. Es war ſicherlich nur eine Finte. Aber er fand, wie er ſich quälte, durchaus keine ſchickliche Antwort; er wiederholte nur: „Margit!“

„Bitte, gehen Sie . . . bevor ich den Bedienten rufen muß. Wenigſtens den Skandal vor den Leuten können Sie mir doch erſparen.“

Ihre Miene war unerbittlich und ſtarr. Nein, ſie ſcherzte nicht; es war keine Finte der Koketterie. Er hatte ſich getäuſcht. Er ſah, daß nichts mehr helfen konnte. Er ſuchte nur noch irgend ein glückliches Wort, das wenigſtens ſeinen Abgang retten könnte. Im Spiegel gewahrte er, wie er nach der Thüre ſchritt, das Häubchen noch auf ſeinem Kopfe, das er ganz vergeſſen hatte; da ſchien er ſich unſäglich komiſch und albern. Er neſtelte es ungeſchickt los und brauchte lange. Wie es endlich mühſam gelöſt war, rannte er nur ſo hinaus. Es war doch nichts mehr zu machen.

Sie ſtand noch immer und regte ſich nicht. Dann wollte ſie nach der anderen Thüre, quer durch das Zimmer. Aber mitten im Wege ſchlug ſie nieder, hart und ſchwer. Sie krümmte ſich, ſtieß den Kopf auf die Diele, ſtemmte die Füße gegen die Wand, preßte ſich zuſammen, warf brünſtig den Leib und reckte ſich wild in Krämpfen, bis ihr die Sinne vergingen. So lag ſie lange.

Die alte Frau fand ſie ſtarr und fahl, breite blaue

Flecken auf der weißen Miene. Aber ſie wollte nichts hören. Sie richtete ſich gleich wieder und verlangte den Wagen, zu Fanny.

X.

Fanny war immer unbändig und toll; wenn man ſich ſchon amüſierte, dann ſollte es auch danach ſein; es that ihr nicht leicht wer genug. Aber heute wurde es ihr doch faſt zu viel und ſie fürchtete ſich faſt vor Margit und verſtummte neben ihr, ängſtlich und beſtürzt. Ausgelaſſener, wilder hatte ſie die Freundin niemals geſehen, über alle Grenzen.

Sie ſtanden jauchzend in dem winzigen, ſchmalen, hinter weißen Roſen und heftigen Azaleen verſteckten Wagen und ſchleuderten ſchwere Sträuße und grüßten und winkten und ſchrieen, durch das ſtaunende, lachende Gedränge. Dann fiel Margit in den Sitz, als ob ſie nicht mehr könnte, atemlos, entkräftet, ſchlaff, die Hand auf dem wilden Herzen und keuchend; leiſe zog der ſchwüle Duft aus den verwelkenden Blüten und von den alten Bäumen. Aber ſie raffte ſich gleich wieder auf.

So an dem Helden von Liſſa vorbei, der die vielen langen Naſen dreht — rächeriſch bombardierte ihn Margit; und unter dem Viadukte; dann durch das Spalier der Metternich-Kavallerie, wie Fanny die Ordner nannte — ihre Witze waren oft aus dem Extrablatte. Bis ſie, nach vier, zur Rotunde mußten, in

ihr Zelt. Die Bude hieß „Zum Mikado", mit chineſiſchem und japaniſchem Brimborium, ähnlich den Läden in der Rue de Rivoli, hinter dem Louvre.

Lärm und heiß und Staub, Dunſt von Fleiſch und Tabak, wie eine langſam ſinkende Wolke auf dem Gewühle, die die Gehirne bethört. Und ſie ſchwangen die Ware, lockten die Käufer, eiferten zu närriſchen Preiſen. Und Lärm und heiß.

Daneben eine Tombola um zwei Ponies. Ein lautes, dürftig gewachſenes, freches Mädchen, das heiſer kreiſcht: „Zwei Ponies für fünfzig Kreuzer." Und immer wieder: „Zwei Ponies für fünfzig Kreuzer", unermüdlich, ſchrill und jäh. Drüben der Glückshafen „Zum Trompeter von Säkkingen." Und jedesmal, wenn eine Niete fällt, ſingen die Damen drüben: „Behüt' Dich Gott, es wär' ſo ſchön geweſen, behüt' Dich Gott, es hat nicht ſollen ſein" — und jedesmal das nämliche tobende Gelächter. Und links das Panorama und das mechaniſche Tableau und rechts das Lachkabinet und überall Lärmen und Drängen in Schweiß und Staub.

Margit taumelte. Sie ſah nichts Deutliches und Reines mehr, alles grinſte geſpenſtiſch und wüſt in widerlich verzerrten und entſtellten Formen, wie hinter rauchenden grauen Nebeln, und hörte keinen Ton für ſich, ſondern das große Brauſen. Sie ängſtigte ſich, daß ſie fallen würde. Sie taſtete, wohin ſie ſich lehnen könnte. Sie trank gierig, daß ſie ſich wieder fände und aufrecht bliebe . . . lange und viel und oft.

Und immer ohne Ende der nämliche helle und freche Schrei des dürftigen Mädchens daneben, ſtechend und

grell, als ob er sie verhöhnen wollte: „Zwei Ponies für fünfzig Kreuzer . . . bloß fünfzig Kreuzer!“ Und immer wieder drüben der heisere schrille Gesang der kreischenden Weiber: „Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen“ . . . und das dröhnende Gelächter von fetten, schmutzigen Bässen. Und Dampf und Qualm und Schweiß.

Vor ihr, aus dem heißen Gedränge der lärmenden Käufer, ganz dicht und nahe, hungrig aufgedunsene, wühlende Blicke nach ihren Formen, daß ihr die leichte Tracht der feinen Seide zu nackt ward, und heimlich, wenn sie die Ware nahmen, fragende Griffe, die sich vergaßen, und der verschlemmte, schwüle Atem von Männern, die der Trunk entzündet hat. Und leise, begehrliche Reden rings, schmeichelnd und lauernd, und ein Zischeln und Flüstern mühsam verhaltener Wünsche. Sie hätte aufschreien mögen wie gegen einen wüsten, fieberisch verwilderten und schändlichen Traum, von dem sie nichts begreifen und sich doch nicht entreißen konnte.

Sie hatten Straß an der Seite, zu ordnen und die Kasse zu führen. Sonst mochte sie ihn nicht besonders. Aber jetzt auf einmal empfand sie seine eckige und harte Art, vor der sie sich sicher fühlte, wie eine letzte Hilfe und Rettung, wo sie sich halten und schützen könnte gegen die weiche, heimlich verwirrende und bethörende Gefahr. Sie hätte eine seiner kalten und cynischen Reden gewünscht. Dann würde sie wieder zu sich erwachen und der Bann wäre aus.

Nun strichen die Tänze der Schrammeln herüber und die Lieder der Kutzel. Da schwoll der Lärm aus

den Zelten und die Hast, den Rest der Waren anzubringen. Sie schrieen heiser und winkten gierig und griffen hinaus, rannten mitten in den Schwarm, bis sie einer erhörte, und walzten durch den Knäuel, atemlos und trunken.

Schwerer Dunst von Wein, Schnaps und Cigarretten und der aufgewirbelte Staub und entnervendes Gedränge von Parfum und Schweiß, welke zertretene Blüten, abgerissene Fetzen. Und die lechzenden Geigen, schrill und wild, und der Taumel in heftigen Tänzen und der tobende, johlende Gesang der trunkenen Menge. Und das gelbe gefräßige Licht aus tausend Flammen, als ob es alle Luft und den ganzen Stoff des Lebens verzehren wollte.

Es versank vor ihr. Da klammerte sie sich an Straß. „Hinaus . . . bitte, weil . . . . ich habe keinen Atem mehr und garnichts. Aber ein Glas Wasser . . . schnell!"

Sie verschlang das Wasser. Er brachte sie fort. Der Garten war still, dunkel und leer, so gut und zärtlich. Sie taumelte und schwankte, wie von heftigen Schlägen ins Gehirn getroffen und lahm, daß sie nicht wieder denken könnte, niemals. Sie lehnte sich an einen Baum, schlürfte gierig den milden Wind und ohne Kraft und Willen erwartete sie, was mit ihr geschähe; sie konnte nichts mehr wünschen, wie ein müdes Kind; er würde es schon machen.

Er nahm sie, rief einen Wagen, trug sie hin. Sie wehrte es nicht, wollte nichts, wußte nichts. Er war so stark.

Sie fuhren. Er sagte kein Wort; alles schwieg

rings feierlich. Er zog ſie in ſeinen Arm, legte ſie an ſich und hielt ſie. Das war ſo ſicher und feſt. Ruhe und Schutz. Da konnte ſie vertrauen und vergeſſen; ſie fühlte ſich von ſich befreit. Es war ſo gut, daß er nichts fragte und bat, ſondern es geſchah ohne ſie und ſie brauchte nichts zu wiſſen und konnte verſinken.

Sie hielten. Sie hätte weiter fahren mögen, immer weiter. Es war vor einem fremden Hauſe . . . . . vor einem großen, finſteren, fremden Hauſe. Sie erkannte die Gegend garnicht und fand ſich nicht zurecht . . . was es bedeuten ſollte . . . und es ſchwankte wirr in ihr. Es ſchien ganz unvermutet und verwiſcht, wie ein . . . wie ein tiefer Traum . . . und das große, große, fremde Haus . . . ſie wäre gern weiter gefahren. Aber er würde ſchon das Rechte befehlen. Er war ſo ſicher und feſt. Er läutete. Langſam wurde geöffnet. Sie zögerte. Er ſtieß ſie hinein. Ein dumpfer Hof . . . und ſteile, ſteile Wände, unendlich, ſie ſah den Himmel nicht, ſondern ſteile, ſteile Wände; und eine graue dicke Luft, ſchwer, fett, beklemmend; ſie wäre lieber weiter gefahren, aber vielleicht war es ſchon eine andere Stadt, anderswo . . . . . mit dem fremden Hauſe, mit den ſteilen, ſteilen Wänden . . . und darum mußte ſie doch . . . damit er es erklärte . . . und auch, weil die Hausmeiſterin ſo ſchaute . . . und, ja, irgend etwas mußte ſie ſchon ſagen.

Aber er hörte nicht . . . „ah, mach' jetzt erſt keine Geſchichten . . . . . Du wirſt ſchon ſehen“ . . . . . und nahm ſie und ſchleifte ſie, vier Stöcke.

XI.

Dieſes Mal hatte er ſich unwiderruflich blamiert — das konſtatierte Rudi gleich; er log wenigſtens nicht; es half doch nichts mehr. Unwiderruflich und definitiv — was ſollte er ſich erſt noch mit falſchem Troſte betrügen? Wenn er ſich ſeine Schmach ehrlich bekannte und ſie gefaßt mit Würde trug und nur um Gotteswillen nichts merken ließ, das war noch das Geſcheiteſte; Hoffnungen durfte er jetzt keine mehr wagen; er würde nur lächerlich vor ſich ſelbſt. Er hatte ſich in Margit gründlich verrechnet! Sie war kokett und kalt, ohne Herz und Sinne, eitel und ſtumpf. Alſo einen Strich unter die ganze Geſchichte und fleißig Strindberg leſen, der den Weibern die Wahrheit ſagt — ſo etwas müßte man auch einmal ſchreiben und ſich ordentlich ausſchleimen, von der ganzen Galle, das wäre gut — und raſch vergeſſen, einfach vergeſſen; es giebt ihrer ja genug; keine iſt unerſetzlich — man braucht garnicht einmal ſo lange zu ſuchen . . . . . und er hatte ja Kathi, welche er ſogar liebte oder wenigſtens . . . ſie machte wenigſtens nicht ſolche Sachen.

In den Prater wollte er nun erſt recht; ſie ſollte ihn ſehen; ſonſt bildete ſie ſich am Ende noch ein, daß er um ſie litt. Aber er mochte nicht allein — nein, allein durfte er jetzt nicht bleiben; er fühlte, daß er ſich dann doch häßlicher, trauriger Gedanken nicht erwehren könnte, weil es immerhin ſchade war, ... beſonders wenn er ſich mit Eugen verglich, den er

aufrichtig ſchätzte, aber . . . aber ſchön konnte man ihn doch wahrhaftig nicht nennen; das war das Kränkende. Er ſuchte die Hofrätin, aber ſie waren ſchon fort. Wenn man ſich auf einen Tag gefreut hat, iſt es immer ſo. Ärgerlich in den leeren, dumpfen Cafés herum, Scheidl, Grienſteidl, Central, ob er nicht einen Bekannten fände. Endlich Habinger, zufällig auf der Straße; der paßte ihm vortrefflich, weil er ſich in jede Stimmung fügte und keine eigene hatte — ſo müßten alle Freunde ſein. Aber ſie langweilten ſich, weil ſie den ganzen Rummel ſchon kannten, und heiß . . . und die zudringlichen Weiber foppten einem eine Menge Geld ab. „Zum Hirſchen“ und ſaufen — alles andere iſt Schwindel. Saufen und ſelig werden und nichts mehr wiſſen. Die Studenten ſind geſcheit — verduſeln ſich das Gehirn, bis es Ruhe giebt, und die Liebe wird nur ſo nebenbei als unvermeidliches Uebel abgethan, wie es der Zufall gerade beſtimmt. Saufen, das ſchwere braune bayriſche Bier.

Da traf er das ertrunkene Mädchen. Ja die — es gab doch Ausnahmen, die man beſſer behandeln ſollte . . . und er wurde ganz zerknirſcht und reuig und ſentimental. Das ertrunkene Mädchen war eine alte Affaire, ſchon ein paar Jahre her. Sie ſang damals beim Tökes, er nahm ſie einmal mit und ſie verliebte ſich. Das konnte er nicht brauchen und warf ſie bald hinaus. Sie weinte und jammerte und drohte, daß ſie ohne ihn nicht leben könnte; ſie würde ins Waſſer gehen. Er lachte ſie aus und und ſie ging nicht ins Waſſer. Dann fanden ſie ſich wieder und trennten ſich

wieder — wie man es eben mit dieſen Mädchen hält. Und immer drohte ſie wieder und er lachte ſie immer aus, bis ſie eines Tages wirklich ins Waſſer ging — nicht gerade ganz tragiſch — es waren ein paar Kerle dabei, die ſie auch liebte; ſie kamen von einer Landpartie und alles war betrunken und ſie zogen ſie gleich wieder heraus. Aber es rührte ihn doch, wie er es hörte: denn eigentlich hatte ſie es ja ſicher für ihn gethan und man kann ſich doch auch aus Kummer betrinken und große Leidenſchaft, wie viel der Verſtand ſie mißbilligen mag, bleibt ſchließlich immer was ſchönes und für den Mann beſonders ſchmeichelhaft. Darum behielt er ſeit der Zeit dem ertrunkenen Mädchen ein wärmeres Gefühl, aus Dank und Stolz und Mitleid, und begegnete ihr gern. Und heute hatte ſie auch noch einen bei ſich, einen Kadetten von den Huſaren, dem er ſie erſt nehmen mußte: er liebte ſie heftig.

Sie war wirklich ſehr nett und gemütlich und feſch und wenn ſie nicht jede Minute die Naſe aufgezogen und geſchnupft hätte, ſtatt ſich lieber einmal ordentlich zu ſchneuzen, dann wäre ſie vollkommen und ideal geweſen, aber es giebt eben kein ungetrübtes Glück auf Erden. Sie tobten vergnügt herum und erſchöpften alle Reize des Wurſtelpraters, Schaukel und Ringelſpiel und Velociped, und tranken und tanzten und gingen zuammen und verwüſteten die ganze Nacht. Er erwachte dumpf und fahl, zerknittert und leer, in Ekel.

Sie war doch ſchon etwas ſehr ramponiert; man merkt das immer erſt am anderen Morgen. Nur raſch fort — da möchten ſie gern noch einmal zärtlich

werden und werden widerlich. Fort und die Fenſter auf und das Bad. Er hatte einen bitteren feuchten Dunſt in allen Poren und als ob die verbogenen und geſträubten Nerven erſt wieder glatt gebügelt werden müßten. Er putzte ſich eine Stunde die Zähne. Und Parfum und Antipyrin. Er fühlte es um ſich wie einen engen Schleier, der den Atem klemmte, . . . und zu heiß und keine Luft, kein Waſſer konnte her. Nun mußte er noch dazu in den dummen Reichsrat . . . . . der dicke Geruch von Büchern in ſeinem Bureau. Und es regnete, grau und ſchleimig.

So mopſte er ſich durch den langſamen, lahmen Tag. Und wieder und wieder Antipyrin, daß er ganz verduſelte und vertrottelte, geduldig und ergeben ohne Wunſch und Meinung vor ſich hin, bis es würde, daß er endlich ſchlafen könnte . . . ah ſchlafen, in ſeinem breiten, kalten Bette, ah das würde gut; das Wachen war ſo unbequem. Er erwartete den Schlaf im Scheidl. Zeitungen . . . aber er vergaß von einem Satze auf den anderen und wußte nicht, warum er ſich für dieſe faden Sachen intereſſieren ſollte . . . nur allenfalls die Bilder, in den franzöſiſchen Journalen; ſie ſchmeicheln den Weibern, ſolche Beine giebt es garnicht, aber es müßte ſchön ſein. Und er ſah und hörte alles hinter Nebel, trübe und verworren . . . . . aber er durfte nicht fort, er mußte ſich zwingen; vor eins konnte er nicht ſchlafen, er kannte ſich doch, er würde ſich nur die ganze Nacht verderben.

Um elf war die ganze Gruppe wieder beiſammen.

Aber ſtumm und faul und müde. Sie hatten geſtern alle zu viel gelumpt; es war recht ſtier.

Vielleicht wußte Pollak was, der König der Reporter — man konnte in der ganzen Stadt kein Bein und keine Ehe brechen, ohne daß Pollak dabei war; Pollak war, was auch paſſierte, Pollak war immer zur Stelle; er hatte ein wunderbares Vorausgefühl, einen untrüglichen Inſtinkt, wie eine prophetiſche Witterung der lokalen Nachricht. Der wußte vielleicht doch einen neuen Skandal. Sie riefen ihn gleich an, wie er vorüber ſchoß; er hatte eine bedeutende und verſprechende Miene.

„Gleich — gleich! Ich muß nur g'ſchwind telephonieren.“

„Was is? Giebt's was?“

„Ah nix . . . nix beſonderes! Es hat ſich bloß eine herabgeſtürzt . . . . . im Trattnerhof.“

„Aus Liebe?“ fragte Rudi, weil er das den Weibern gönnte.

„Is ſie hübſch?“ fragte der Baron, um zu wiſſen, ob er überhaupt zuhören ſollte.

„Kann man noch garnicht ſagen. Sie iſt ganz verdepſcht . . . . . lauter Brei und Dreck, das ganze Gſicht. Nämlich vom vierten Stock . . .“

„Sakrament!“

„Na, ſoll ſie ſich vielleicht parterre herunterſtürzen?!“ Hempel mochte unnötiges Erbarmen nicht; er war gegen die „falſchen Sentimentalitäten.“

„Wann war denn die G'ſchicht' eigentlich?“

„Jetzt g'rad! Vor einer Stund'. Ich war der erſte, der dazu kommen iſt . . . zufällig. Jetzt holen's erſt

die Polizei . . . . . die Aufnahme machen. Da werden wir erſt ſehen. Ich muß nur g'ſchwind telephonieren, daß 's mir ein' Platz im Blatt laſſen. Serrs!

„Kommſt dann wieder her?"

„Aber natürlich! Ich glaub', es iſt eine Schauſpielerin. Sie hat ſcheint mir ein Koſtüm — aber man hat nichts Ordentlich's ſeh'n können. Na — werden wir gleich haben! Serrs!"

„Der Kerl hat ein Glück!" ſagte Hempel ſchmerzlich. „Ich könnt' mich drei Tag' auf den Graben ſtellen — es ſtürzt ſich niemand herab. So etwas muß einem angeboren ſein." Er war heute melancholiſch.

„Wollen wir doch erſt abwarten, ob ſie wirklich hübſch iſt", ſagte der Baron mißtrauiſch. „Vielleicht iſt es bloß eine Köchin!"

„Ihr ſeid's heut' furchtbar ſtier — alle miteinander! Keiner weiß was g'ſcheites", klagte Rudi.

Der Baron wollte ſie entſchuldigen. „Mein Gott — das iſt ſchwer. Jeder hat ein Weib gehabt und keiner hat ein Geld. Und das ganze nennt man Frühlingsfeſt."

„Es lebe die Fürſtin!", ſchrie Hempel. Und Seeliger begann über den Selbſtmord, im allgemeinen wie über den Selbſtmord der Frauen im beſonderen, eine gründliche hiſtoriſche Skizze . . . und was die Veden davon ſagen, und über die myſtiſche Bedeutung des Selbſtmordes . . . . . und unter welchen Bedingungen er für gentlemanlike gelten darf.

„Zerſpring!", ſagte Hempel endlich; irgend etwas

mußte man ihm doch schließlich antworten — sonst war er gleich wieder gekränkt.

Pollak kam zurück. Er winkte und deutete schon an der Thüre, mit zwinkernden Blicken und heftigen Gesten, und krümmte und wand sich vor inniger Wollust und spuckte beglückt nach allen Seiten; es mußte was ganz Besonderes sein, eine große Nummer, mit der er renommieren konnte; sonst regte er sich nicht leicht so auf, daß ihm die kurzen Beine hüpften. Er glänzte von fettem Behagen und war ganz selig.

„Na also — was?"

„Aber —! Kinder — das soll mir einer nachmachen! Wißt's Ihr, wer es ist?"

„Na — los! Genier Dich nicht!"

„Wißt's Ihr, wer es ist?" Und er dehnte und wiegte sich glücklich und war ganz verklärt. Er weidete sich, wie es keiner erraten könnte und alle seinem Verdienste huldigen müßten; und man sah, wie er heimlich die Zeilen berechnete, die es gab.

„Na erzählen Sie's schon — sonst platzen's noch!"

„Es ist die Rhon! Die Rhon hat sich herabgestürzt — aus der Wohnung des Straß — Margit von Rhon! Es ist ganz sicher — Ehrenwort! Ich komm' von der Polizei. Das giebt einen schönen Skandal!"

„Sakrament!"

„Aff'!"

„Sie sind ja verrückt!"

Nur Rudi schwieg und dachte, daß er sich um Gottes-willen nichts merken lassen durfte — sonst würde e sehr lächerlich. Er mußte seine Miene zwingen un

quälte ſich krampfhaft um irgend eine leichte, luſtige, gemütliche Zote, welche den Verdacht nehmen könnte, daß er etwa ſentimental wäre. Sie verdiente es entſchieden nicht: ſeinetwegen hatte ſie ſich nicht hinabgeſtürzt; da hörte alle Rückſicht auf.

„Sie ſieht gräßlich aus — ganz verſtümmelt und zerfetzt. Das liebe Geſichtel — ſie war doch wirklich ein ſchöner Kerl — alles lauter Dreck und Blut. Und noch in dem Koſtüm von geſtern — ſie iſt offenbar garnicht mehr z'Haus' g'weſen. Uebrigens haben ſie die Hausmeiſterin und den Straß gleich vernommen — ſchon alles im Protokoll! Da ſieht man's wieder einmal — mit Euren ſogenannten anſtändigen Frauen." Sein Blatt war demokratiſch, für die kleinen Hausbeſitzer, Kronawetter.

Sie hatten tauſend Fragen und er antwortete ſtolz. Er fühlte ſich als das Centrum des Cafés; alle ſtanden herum und horchten und die Kellner bewunderten ihn ſehr. Er ſchilderte es umſtändlich und genau, mit großen Worten, wie es feſtgeſtellt war, durch ihn und die Polizei, nach den Ausſagen der Hausmeiſterin und des Straß. Sie war nachts mit Straß gekommen; das fiel den Leuten weiter nicht auf — „der Herr von Straß macht das öfter und es ſind immer beſſere Damen, nicht bloß ſo . . ." Sie blieb den ganzen Tag. Die Hausmeiſterin mußte ihnen das Frühſtück und das Eſſen holen und dann noch einmal Kaffee und Cognac. Sie war ſehr vergnügt, man hörte ſie ſingen. Abends ſchickte ſie Straß auf eine Stunde fort. Sie wollte ſich anziehen; dann ſollte er ſie nach Hauſe bringen.

Die Hausmeisterin half ihr; sie schenkte ihr einen Fünfer, man sah überhaupt gleich, daß es eine anständige und gebildete Dame war — der Herr von Straß ist ja auch wirklich ein hübscher Mensch . . . na und noch dazu ein Berliner! Und garnichts zu bemerken . . . garnicht traurig oder zuwider, keine Spur, sondern ganz gemütlich und fidel. Und dann, fünf Minuten später, kaum daß die Hausmeisterin wieder unten, war es geschehen. Sie hörte etwas plumpsen, wie wenn irgendwo ein schwerer Kasten fällt; und die Scherben klirrten, vom Fenster. Aber sie war schon tot.

„Ich muß schon sagen", erklärte Rudi, „die Berliner haben mir ja nie besonders imponiert; aber daß das gleich so wirkt, das ist doch deprimierend für die ganze Rasse." Er fühlte nur, daß er bis eins aushalten mußte. Daheim konnte er dann weinen.

„Für den Straß macht es damisch Reklame. Das wird jetzt ein Geriß um ihn sein!" Alle wurden ganz neidisch.

„Und die Moral von der Geschicht'," sagte der Baron, „bist Du verheiratet, verreise nicht!"

Aber Seeliger suchte tiefere Gründe, in den versteckten Heimlichkeiten der weiblichen Natur, welche die Magie einst lösen wird. Er berief sich auf Shakespeare. Sonst könnte Hamlet nicht sagen: „Geh' in ein Kloster" . . . . . was überhaupt das Gescheiteste wäre, für eine jede.

„Aber es thut's ja doch keine", sagte Hempel. „Da können's ihnen lang zureden!"

Sie vertieften sich und untersuchten alle Gründe und

prüften jede Erklärung. Sie ſtritten lange heftig. Jeder kannte die Frauen beſſer.

Um eins ging Rudi. Er wollte heim. Aber es trieb ihn durch die Kärtnerſtraße nach dem Graben.

Er taumelte . . . erſtaunt, weil es garnicht ſein Weg war . . . und er wollte doch auch nicht . . . . . was ſollte er denn wollen? Nein, er wollte nichts, wußte nichts . . . er bemühte ſich umſonſt um einen Gedanken. Nur . . . . . es trieb ihn . . . es trieb ihn unwiderſtehlich. Er mußte hin. Er mußte an den Ort. Es war vielleicht bloß von dem vielen Antipyrin.

Er dachte, fühlte nichts . . . . . er verſuchte es . . . aber nichts, nichts . . . als ob er ganz ausgeſchöpft und entleert wäre . . . alles ſtumm und ſtarr. Er tappte und taſtete langſam und lahm, die Augen zu, um das Bild zu vertreiben. Aber es half nichts: er ſah ſie immer vor ſich, in den Armen des Preußen, unter ſeinen Küſſen.

Er mußte hin. Er mußte an den Ort. Er mußte hin. Er wiederholte es haſtig und irre. Er hatte ſonſt nichts mehr im Gehirn. Er mußte hin. Es war heute ſo weit, ſo weit . . . und leer, alles leer . . . und er rannte und kam doch nicht weiter. Er rannte, um dem Bilde zu entlaufen . . . dem fahlen Bilde in Blut und Schmutz . . . unter den Küſſen des Preußen.

Es regnete. Er würde ſich bloß die Hoſe ſchmutzig machen, die neue Sommerhoſe. Und ſie hatte ihn doch nicht einmal geliebt. Sondern er ſah ſie immer in den Armen des Preußen. Er wollte nie wieder was mit einem Weibe . . . niemals wieder . . . keine verdient es.

Er kam ſich entſetzlich albern vor. Es paſſierte freilich anderen auch ... gerade den vornehmen und guten — das ſoll man halt nicht ſein. Er dachte an den Ferdinand: „wenn Du genöſſeſt, wo ich anbetete!“ Im Scheidl hatte es wenigſtens niemand bemerkt. Wenn es einer gewußt hätte: er liebte ſie und ſie tötete ſich für den Preußen! Und er gönnte es ihr nicht einmal, ſondern es that ihm ſogar noch leid — die Natur des Mannes iſt edel.

Er ſtand vor dem grauen finſteren Hauſe. Da war ſie mit ... wie eine Dirne ... vier Stöcke hoch. Vier Stöcke.

Er läutete. Er wunderte ſich, warum er es that. Gedanken, Gefühle, Handlungen ſpülten ſich in ihm herunter ... er vermochte nichts; es geſchah in ihm ohne ihn.

Der Hausmeiſter wurde grob und ſchlug das Thor zu. Er ſtand und ſtarrte und ſah ſie. Er ging auf die andere Seite, unter die helle Uhr; aber das fahle, verwüſtete Bild, wie ein kranker Traum, wich nicht von ihm.

XII.

Er wanderte lange, bis in den Morgen; er konnte nicht ruhen. Er wanderte ohne Raſt, über die letzten Häuſer der Stadt, und immer gerade fort und immer nur weiter, weiter. Er wanderte einſam und ratlos, von dem ſchimpflichen, höhniſchen Bilde beſeſſen, ſtumpf

und ſtier vor ſich hin. Und rings entfremdete und verzerrte ſich jedes und grinſte hinter dem naſſen Dampfe in ſchwarzen, ſchwanken, zackigen Fratzen, ungeheuer und enorm. Es war lächerlich und ſchreckte ihn.

Er ging dumpf und trübe, wie ein müder Soldat. Er achtete nichts, hörte nichts, wußte nichts. Die Nacht ſchwieg; manchmal ſchlug ein Hund. Der Regen wich. Die Nebel riſſen. Leiſe glitt vom Monde, aus den verweinten Sternen, ein ſtilles, mildes, inniges Licht und ſchlang ſich langſam in ſanften, matten Falten um das ſchlafende Land.

Er hielt und ſah und erſtaunte. Er ſchaute in den Frieden der Natur, die ohne Wunſch und Klage iſt. Da ſchämte er ſich in der großen und ewigen Ordnung ſeines eitlen, vergänglichen Leides. Er fühlte Troſt und es reihten ſich heitere, klare Gedanken. Alles wurde vor ſeinem Geiſte, der verzichtete und erkannte, jetzt unvermeidlich und gerecht, weil jeder Wille von ihm geſtreift war.

Er ſchwoll von leiſen Spuren ungekannter Freuden, die ihn gleich heben und tragen würden; dann könnte er aus dem Menſchlichen fliegen, weit weg. Er empfand das Schickſal als einen kurzen, wirren Traum; dahinter ahnte er ſchon das nahe Erwachen. Er gewann Geduld und Zuverſicht. Er verachtete das Leben. Er fühlte ſich von den Sinnen gelöſt und in die Wahrheit erhoben, wie in einem ſeligen Rauſch von Cocain und Aether.

Aber den anderen Tag, als der raſche Schlaf verſchwand, da konnte er es nicht wieder finden. Es

war auf einmal weg. Es blieb noch eine Zeit ein süßer Nachgeschmack von Friede und Versöhnung, eine stille Güte im Gemüte; aber den frohen sicheren Ausdruck in deutlichen und überzeugenden Gedanken hatte er, als ob es nur ein Betrug von Träumen gewesen wäre, wieder verloren.

Und er konnte jetzt garnichts mehr . . . nicht leiden und nicht begehren und auch nicht ruhen . . . sondern war ganz lahm und stumpf und wirr. Er tappte und tastete durch das Zimmer und verweilte nirgends und suchte herum, um doch nichts finden zu wollen. Er wünschte einen Wunsch, ein Leid oder einen Verdruß . . . irgend etwas, was es wäre . . . nur nicht diese entsetzliche, stumme, öde Leere! Und die ganze Zeit, während er badete und sich kleidete, hatte er eine unsägliche Angst: wenn das auch noch vorüber wäre, was sollte denn dann geschehen — wer würde es ihm befehlen? Es hätte ihn wer nehmen und stoßen und treiben müssen, irgend wohin . . . und irgend etwas, irgend etwas mit ihm thun. Er brauchte jemanden. Er brauchte jemanden, dem er sich bekennen könnte . . . alles erzählen, den ganzen Schwulst und Wirrwarr seiner Seele durcheinander, bis es zuletzt herauskäme, irgendwie . . . was denn überhaupt eigentlich war . . . was er denn wollte . . . ob er noch immer für Margit fühlte, ob er um sie litt oder sich schämte, ob es Reue oder Haß bedeutete . . . aber es konnte am Ende auch ganz was anderes sein, vielleicht hatte es garnichts mehr mit ihr zu thun, sondern . . . ja . . . vielleicht auch bloß von Antipyrin und Cognac. Oder

noch beſſer: der andere, ohne erſt viel zu fragen, ohne auf ihn zu hören, müßte es ihm ſagen . . . wenn es ſelbſt falſch wäre, das würde nichts machen, aber nur beſtimmt und eindringlich und wirkſam müßte er es ſagen, bis er glauben und gehorchen könnte.

Er wollte zu Mela. Sonſt vermochte er nichts Deutliches zu erwerben als dieſen Drang, daß er zu Mela mußte. Das tickte in ſeinem Gehirn und ließ nicht.

Ja, Mela! Dort ſah er Troſt und Hilfe. Ihre reine, freudige, über die gemeine Menſchlichkeit erhobene Freiheit würde ihn erlöſen. Ihr dürfte er ſich bekennen. Sie konnte ihm Zug und Richtung geben. Wenn er nur erſt wieder bei ihr in dem kleinen Salon war, unter dem zänkiſchen Näschen der frommen Helene, vor ihrer ſtillen, hellen, wie gläſernen Stimme.

Sie ſaß über eine welke Blüte geneigt und ſtreichelte den kranken Kelch und ſpielte; aber es ſchien, wie der mürbe Stengel ſich ſchwer und müde bog und langſam ſank, es ſchien vielmehr, als ob die hektiſche und dumpfe Orchidee den Duft und Atem ihres Leibes ſuchte. Und gleich, ohne ſeine Fragen zu erwarten, plauderte ſie, unbeweglich wie ein ſtilles Bild, in ihrer ſanften, heimlichen, manchmal etwas ironiſch verſchmitzten Weiſe, mit dem unterirdiſchen Lachen, von dem kaum ein letzter Sonnenſtreif einmal in die Winkel der Lippen huſchte . . . plauderte von vielen Dingen, über die Freunde, über die Feſte, über manchen Plan und Wunſch, bunt hin und her; die hellen Sätze rieſelten wie ein Regen winziger Perlen. Und rings war wieder, auf den zierlichen Tiſchen, unter dem ſtrengen Lorbeer, in die milden

Töne von Olive und von Lachs verschleiert, jenes nervenzärtliche Gedränge gesuchter Schönheit.

Es wurde ihm sehr behaglich und froh, weich und innig und sicher. Hier konnte nichts Böses zu; es war wie ein Asyl vor der Welt. Er dachte an das Lied:

„Ich bin so guter Dinge,
So heiter und so rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner sein."

Ja . . . da war, was er brauchte, Friede und Versöhnung. Nur . . . nur mußte er es ihr sagen; er mußte es aus sich entfernen und ihre Meinung holen. Aber sie ließ ihn nicht. Sie redete immer weiter, von den anderen Dingen. Sie wußte gleich, warum er kam; das merkte er schon. Aber sie wehrte sich spröde und wollte es vermeiden. Er ärgerte sich, weil es seine Wünsche und Bedürfnisse störte; aber er deutete den Aerger, als ob er über ihre herzlose Fassung wäre, daß sie heute überhaupt etwas anderes denken konnte als an die Tote.

Er sagte es ihr endlich, deutlich und gerade.

„Ich finde das einfach abscheulich! Sie ist noch nicht einmal begraben und Sie lachen und sind vergnügt und thun, als wüßten Sie überhaupt von garnichts! Gut — es mag ein paar Mißverständnisse und Verstimmungen gegeben haben — ich weiß! Aber endlich sind wir doch keine Indianer und Korsen, die über den Tod hassen und rächen. Und sie war Ihre Freundin und Sie hatten sie sehr lieb — mir werden Sie da nichts vormachen!"

Er fühlte, daß sie jetzt das Gewicht der männlichen Natur empfinden müßte, welche gerecht ist und Kleinliches verachtet; und er nahm einen eindringlichen, mächtigen und festen Ton von Pflicht und Würde, in dem er sich gefiel.

Sie besann sich eine Weile und hörte geduldig; dann plötzlich, indem sie die Blume von sich weg in die Mitte des Tisches schob, mit einer spitzen, zackigen Geste, wie um etwas abzustreifen, und einem entschiedenen, unabänderlichen Blicke: „Es giebt Dinge, von welchen eine Frau nicht sprechen darf, an die sie besser garnicht denkt. Sie verliert sich sonst. Das ist es ... und ich sehe auch nicht ein, was es für einen Zweck haben soll."

Jetzt kannte er sich auf einmal garnicht aus. Was war denn das? Was sollte das heißen? Was konnte sie nur meinen? Es warf seine schönen Reden um und ... nein, er hätte es nicht für möglich gehalten!

„Aber ... aber zu diesen Dingen ... da gehört doch um Gotteswillen Margit nicht dazu? ..."

„Der Fall Margit — gewiß! Wohin sonst? Also lassen wir das unerquickliche Thema lieber."

Sie verblüffte ihn. Es war offenbar Prüderie — ganz gemeine Prüderie! Er hätte diese bürgerliche Strenge niemals in ihr vermutet — aber darin sind sie alle gleich, wie es sich um eine andere handelt, borniert und grausam; und daran erkannte er das nordische Blut, die germanische Rasse, an die alle Bildung des Gemütes umsonst verschwendet wird. Er ärgerte sich sehr. Aber wenn er sie nicht besänftigte, dann ließ sie ihn niemals

zu seinem Bekenntnis . . . und es war doch auch seine Pflicht, gegen die Tote.

Er fing es ganz behutsam an. Natürlich war es schlecht und unverzeihlich von ihr. Aber endlich büßte sie es ja mit dem Leben. Und man mußte denn doch auch nehmen, wie sie gar niemanden hatte, ganz allein und haltlos, den verwirrten Sinnen Preis gegeben, und tout comprendre, c'est tout pardonner und schließlich, die Leidenschaft kennt eben einmal keine Gesetze, das ist eine alte Geschichte. So wollte er sie sachte gewinnen.

„Ja natürlich . . . das einzige Glück ist noch, daß wenigstens die Männer weise, nachsichtig und gut sind und verstehen und verzeihen . . . nachher, wenn sie wieder eine umgebracht haben."

Diesen Ton vertrug er garnicht. Er mochte an den anderen kein Pathos; es wird bloß geschrieen und man weiß nicht, was man für ein Gesicht dazu machen soll. Und an ihr war es ihm gar ganz ungewohnt und neu.

Er hatte keine Antwort. Vielleicht ließ es sich mit einem dummen Spaß parieren.

„Hörn's denn nicht auf?! Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Ehrenwort, eine umgebracht zu haben. Ich thue sonst gewiß alles Mögliche, soweit meine Kenntnisse irgendwie reichen, die raffiniertesten Sachen, aber das —! Ich hab' das noch garnicht gewußt, daß das jetzt modern ist."

Sie blickte verächtlich auf ihn. „Sie sind eben überhaupt der echte Wiener!"

„Na . . . schauen's . . . wenn Sie mir sonst nichts vorwerfen können . . . das ist doch noch kein Verbrechen."

„O nein . . . ſicher nicht, im Gegenteil: es iſt vielleicht ſogar das Allergeſcheiteſte! Nichts ernſt nehmen, alle Fünfe gerade laſſen, ohne eigene Natur ſein und darum jede geduldig ertragen und immer gemütlich weiterwurſteln, wie's eben kommt, ſo oder ſo . . . und ſoll ein jeder ſelber ſchauen, wie er fertig wird oder auch nicht — wir fretten uns ſchon durch. Nur für nichts kämpfen — da blamiert man ſich höchſtens, mit dem lächerlichen Wahne, Heiland zu ſpielen, zu beſſern und zu bekehren und eine erträgliche Welt zu ſchaffen. Aber dann erſparen wir uns wenigſtens die heuchleriſchen Phraſen, dann laſſen wir die dumme Poſe, als ob wir uns auch einmal was Ernſtes zu ſagen haben könnten!"

So hatte er ſie niemals geſehen. Atemlos und ungeſtüm durch das Gemach, mit heftigen, empörten Geberden, wie eine Ringende gegen heimlichen Aufruhr, den ſie bändigen müßte und nicht verraten durfte. Es bangte ihm, daß es ſie überwältigen könnte; er kannte das: ſie würde es bald bereuen, ihm ihre Seele entblößt zu haben, und es läge immer zwiſchen ihnen und er hätte davon nur wieder viel widerlichen Verdruß. Er mochte es auch garnicht: er liebte die Eleganz gelaſſener, manierlicher Gefühle; mit Leidenſchaft wußte er nichts anzufangen und wurde verlegen. Aber es war lieb, ſie durch das Zimmer ſtampfen zu ſehen, ſtrampelnd auf den Ballen, wie die kleine Rathner von der Oper; das tröſtete ihn noch ein bischen.

Sie redete ſich immer mehr in Wut. Sie achtete nicht auf ihn. Es war, als ſpreche ſie ganz allein mit

ſich ſelber. „Ich würde ja garnichts ſagen . . . vielleicht muß es ſein, für den Staat und was weiß ich . . . aber warum lügt man denn, warum verhöhnt man uns denn auch noch? Warum denn dann das verlogene Geſchwätz, von der Gleichheit der Frau mit dem Manne und wie uns dieſes herrliche Jahrhundert zu würdigen und zu ſchätzen weiß . . . und es giebt Vereine, damit wir Telegraphiſtinnen und Zahnärzte werden dürfen . . . und überall höre ich von den Rechten der Frau, aber vom Rechte der Sinne und des Blutes, um das es ſich handelt, habe ich niemals gehört, ſondern wir werden wie die Weinflaſchen gehalten, die Ihr aus dem Keller holt, wenn ihr Durſt habt — ob wir ſelber auch einmal Durſt haben könnten, fragt niemand!“

Was hatte ſie nur eigentlich? Er erkannte ſie garnicht wieder. Es war etwas Fremdes in ihr aufgeſtanden und er fühlte einen dunklen, unvermuteten Bezirk, den er nicht betreten könnte.

Es dämmerte ihm jetzt, während ſie ſich höhniſch entrüſtete, es dämmerte ihm langſam, freilich ſchwank und fahl . . . aber das war es offenbar nicht, wie er erſt meinte — nein, Prüderie war es nicht; ſondern . . . eher . . . Ja, deutlich konnte er es nicht ſehen, aber er ahnte tiefe, verborgene Rätſel, die ihn ſchreckten. Er hatte der Zweifel und Sorgen an ſich ſelber gerade genug; mochte jedes Geſchlecht ſeine Sachen nur alleine abmachen! Und endlich war er um Troſt gekommen, für ſeine eigene Ruhe und Ordnung — die Seele der Frau und ihre Beſchwerden konnten warten, bis er nur erſt einmal mit ſich ſelber fertig war.

Sie redete noch immer, unaufhaltſam in kurzen, riſſigen, ſpitzen Sätzen. „Es iſt ja nur unſere Schuld — wir dürfen uns garnicht beklagen! Warum ſind wir denn ſo dumm? Warum ertragen wir es denn? Was laufen wir denn nicht auf der Gaſſe zuſammen und ſagen einmal die Wahrheit frech und unverſchämt heraus . . . gerade in ſo einem Falle einmal, wenn wieder eine daran verdorben iſt, mit ſo einem handgreiflichen Beiſpiel? Statt deſſen verdrehen wir heuchleriſch die Augen, als ob keine wüßte, was doch in einer jeden tobt und wütet, und beſtärken noch gefliſſentlich die Lügen der Männer. Warum ſagen wir es denn nicht? Wir können ja nichts dafür. Es iſt in der Natur. O, wenn ich ein Wäſchermädl wär' oder irgend eine kleine Gouvernante, frei, ohne die erbärmlichen Rückſichten und Bedenken . . . aber ſo, man iſt ſo feige in unſerem Stande, ſo namenlos feige!"

Er ging. Er hatte es ſatt. Er vertrug das abſolut nicht länger. Er konnte das Deklamieren nicht ausſtehen . . . es iſt auch garnicht mehr modern — wer wird denn heute noch die Welt verbeſſern? Und hier paßte es ſchon garnicht; es paßte nicht in die Stimmung und den Stil des Zimmers, da müßte ſie ſich doch ganz anders möblieren! Seine Nerven, wie ſie zugleich von den ſanften, halben, buhleriſchen Farben weich geſtreichelt und von ihrem harten, ſchrillen Grimm pathetiſch angeſchlagen wurden, ſträubten ſich gereizt. Und dann überhaupt: eine Frau, die klagt und getröſtet ſein will — da ſpielt der Mann immer eine traurige Rolle, wenn er nicht einfach zärtlich wird, und das

lag ihm jetzt garnicht, er hatte Erfahrungen. Es gab sonst nichts: er mußte gehen.

Was sollte er auch noch? Er wollte sich erleichtern. Nun beschwerte sie ihn noch mit neuen Zweifeln und Rätseln. Es war umsonst. Er mußte gehen.

„Ich komme ein anders Mal wieder, wenn Sie weniger Nora kopieren."

„Verstehen Sie mich nun wirklich nicht oder thun Sie bloß so, weil Sie nicht wollen? Weil es gegen den Profit der Männer wäre? Man müßte doch einmal — ein einziges Mal wenigstens, müßte man es einem sagen, so wie ihr unter einander davon redet, alles derb und roh heraus . . . und . . ."

Aber da stockte sie plötzlich, besann sich, zweifelte, ließ ihn und wanderte wieder, suchend und irre, lange ohne ein Wort. Endlich wie eine letzte, mühsame und verdrossene Antwort auf die tausend Fragen, wie eine scheue, zage, kaum tröstliche Hoffnung: „Aber ja . . . freilich . . . das ist es vielleicht! Das mag es wohl sein! Das würde erklären und versöhnen! Damit wir aus dem Leide die Kraft holen, die Frauen früher als die Männer, das Menschliche zu überwinden, die Natur zu vertreiben und das Leben in Kunst zu gewinnen. So kommt vielleicht noch Heil und Schönheit aus dem häßlichen Elend."

Nun hatte sie ja wieder ihr Steckenpferd. Es kommt doch jeder, wohin er gehen mag, nur immer zu sich selbst. Nun konnte er sie ruhig lassen.

Er überlegte auf der finsteren und dumpfen Stiege und verglich, wie er kam und wie er ging — es war

doch immer dieſelbe Geſchichte: nichts geſchieht, wie man es denkt, man ſtellt ſich alles anders vor und jede Erwartung wird enttäuſcht; darum heißt das ganze Leben nichts, weil man ſich nicht verlaſſen kann, auf garnichts.

Sie hatte ihn nicht getröſtet. Im Gegenteil. Er nahm neue Sorgen und neue Zweifel mit. Er wollte ſie nicht achten; aber ſie wuchſen und ſchwollen jetzt, als ob ſie in ſeinem Kopfe weiter redete, nur heftiger und deutlicher, in unabweislichen, gewaltſamen Schlüſſen — und jetzt hörte er ſie erſt und antwortete und beſtätigte und folgte und begriff. Und er litt mit ihr, mit allen Frauen.

Er hatte es wie ein Holz quer in der Kehle . . . und ſo mußten Thränen hinauf und heraus . . . und er räuſperte ſich ängſtlich. Wenn er jetzt Einem begegnete und etwas ſagen mußte, irgend etwas ſagen, dann würde er weinen, wie ein kleines Kind; vielleicht wäre es das Beſte. Aber er hätte nur wenigſtens gern gewußt, warum; er konnte es nicht recht deuten. Vielleicht war es doch um Margit . . . oder es war vielleicht ſo im allgemeinen, weil überhaupt alles anders iſt.

Und jetzt dachte er erſt daran, die beiden zu verbinden, das Leid von Margit und von Mela. Ja, ſo war es. Jetzt ſah und erkannte er es erſt. Aber dann merkte er auch, daß er dann ja ganz Anderes erlebt hatte, als er meinte; er hatte wieder ſo daneben vorüber gelebt. Und alles rings war trübe und wirr, das Vergangene und das Künftige, und er wußte von nichts, wie es wohl eigentlich ſein möchte, nicht von ſich, nicht von den anderen, von nichts.

Wie er in die Seilerſtätte bog, geriet er unter die Burgmuſik. Er wurde von dem Schwarm gefaßt, getrieben und geſchleift. Er konnte nicht widerſtehen; es war ſtärker. Die Töne ſchoben ſich in ihn und drängten. Der Takt der Tritte zwang ihn. Er gehorchte der Menge.

Er fühlte ſich getragen und beſtimmt, vorwärts, ohne Frage, entwillt. Er freute ſich, weil das andere gleich aus ihm verſchwand, und marſchierte ſtramm und ganz leiſe pfiff er mit. Er ſah Buntes, hörte Helles und fühlte den Ruck der Trommel, vorwärts, immer vorwärts. Und er wußte nur noch: es iſt ja alles ganz dumm . . . ganz dumm, ſich irgendwie zu kümmern. Wir thun doch nichts, ſondern es geſchieht. Das Leben geht einfach weiter, immer weiter.

(Linz, Oktober 1891 — Wien, Mai 1892.)

Druck von Leiſtner & Drewſs, Magdeburg.

PT 2603 .A33 N4 1893 C.1
Neben der Liebe :
Stanford University Libraries
3 6105 039 809 830

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305